Lo. gem.
1950 L
-(3 Lohrader

28207.

Die

Zwillingsbrüder.

Roman

von

August Schrader.

Landauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöpping

Dritter Band.

Leipzig.

Druck und Verlag von C. W. Vollrath.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

8.

Die schwarze Dame.

Es war Nachmittag. Frau Hoche stand im Hofe und warf den Tauben Futter zu, die sich in bunter Schaar um sie versammelt hatten. Die zahmen Thiere wagten sich bis auf das Holzgefäß, das die Spenderin in der Hand hielt. Plötzlich flatterte die Schaar geräuschvoll empor und ließ sich auf dem Dache des Stallgebäudes nieder. Eine schwarze Dame, die in den Hof getreten, hatte die Thiere verscheucht. War es schon an und für sich nicht gewöhnlich, daß, außer Fräulein Sabinen, Damen aus der Stadt das einsame Forsthaus besuchten, so mußte diese Erscheinung das Erstaunen der Mutter des Försters im höchsten Grade erregen. Adele, diese war es, schlug den schwarzen Schleier zurück und trat grüßend der alten Frau näher, die erwartungsvoll in der Mitte des Hofs stand. Die Bläße des feinen Gesichts Adelen's ward durch die tiefschwarze Toilette noch gehoben. Der lange Mantel von feinem Wollenstoff umfloß in reichen Falten die schöne schlanke Gestalt.

— Verzeihung, liebe Frau!

Mehr konnte Adele nicht sprechen, sie mußte sich erholen.

— Sind Sie krank? fragte theilnehmend Frau Hoche.

— Nein, ich bin nur erschöpft von dem raschen Gehen.

— Es ist heute sehr warm . . . dort am Hause steht eine Bank . . . wenn Sie ein wenig ruhen wollen im Schatten . . .

— Ich mache von der Erlaubniß Gebrauch!

Adele saß auf der Bank und sah dem Treiben der Tauben zu, die sich wieder eingefunden hatten, um das unterbrochene Mahl fortzusetzen. Frau Hoche schüttete den Inhalt des Gefäßes aus und ging zu der schwarzen Dame, die nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß sie sich vor dem Hause des Försters befand. Aber in Frau Hoche regte sich eine unbestimmte Vermuthung, denn Richard hatte ihr mehr als einmal die Bewohnerin des Landhäuschens beschrieben, von der er gesagt, daß sie ein feines blasses Gesicht habe und sich stets ganz schwarz kleide.

— Was wünschen Sie denn, meine Dame? fragte sie neugierig.

Adele hatte sich erholt; sie antwortete mit ihrer sympathischen Stimme:

— Ich suche die Villa des Grafen von Rabenstein, die in dieser Gegend liegen soll; seit Stunden irre ich durch den Wald und Niemand begegnet mir ... da sah ich dieses Haus ...

Frau Hoche mußte sich eingestehen, daß die schwarze Dame, obwohl nicht ganz jung mehr, bildschön sei. Aber mehr als ihre Schönheit fesselte das kummervolle Aussehen und der schmerzliche Blick der Fremden. Es lag etwas Distinguirtes in ihrem ganzen Wesen, obgleich sie, im Kontrast zu ihrer eleganten Toilette, zu Fuß reiste.

— Die Villa des Grafen suchen Sie?

— Ja!

— Wenn Sie jenen Fußweg einschlagen, der sich dort über das Feld in den Wald zieht, so können Sie nach einer Stunde die Villa erreicht haben. Ein Verirren ist nicht möglich, da es einen zweiten Weg nicht gibt.

— So weit noch! seufzte Adele.

— Von dem Forsthause bis zur Villa ist es genau eine Stunde.

Adele erschrak.

— Ist dies das Forsthaus?

— Hier wohnt der Förster Richard Hoche, und ich bin die Mutter des Försters.

Die alte Frau hatte die letzten Worte betont. Es entging ihr nicht, daß Adele sie erstaunt betrachtete.

— Stärken Sie mich, liebe Frau Förster, durch ein Glas Wasser, ehe ich weiter gehe!

Sie hatte diese Worte in einem zum Herzen dringenden Tone gesprochen. Richards Mutter ging in das Haus.

— Dies also ist die Wohnung des Försters! flüsterte Adele! Ich würde sie vermieden haben, wenn ich sie gekannt hätte. Und gerade hier frage ich nach der gräflichen Villa! Immerhin, ich gehe auf erlaubtem Wege und brauche die Blicke ehrlicher Leute nicht zu scheuen. Ach, wie traulich ist es hier, wie anmuthend und solid bürgerlich. Das Schicksal geht grausam mit mir um! Ich konnte den Antrag des Försters nicht annehmen, weil der perfide Graf neue Hoffnungen in mir erweckt ..... Schon aus Dankbarkeit würde ich den Wunsch Richard's erfüllt haben ... aber ich soll nicht Ruhe und Rast finden, die schrecklichsten Verhältnisse treiben mich von einem Orte zu dem andern. Mein Gott, was habe ich denn verbrochen?

Wie stets, wenn sie sich diese Frage vorlegte,

übermannte ein bitterer Schmerz sie, daß sie weinen mußte. Durch das Chaos von Gedanken, daß auf sie einstürmte, leuchtete das Bild des entschwundenen Kindes; die Mutter sah die lieblichen Züge und hörte die zarte Stimme der freundlichen Ottilie. Sie mußte das Tuch an die Augen drücken, um die lebhafte Vision zu verscheuchen. In dieser Verfassung traf Frau Hoche sie, die mit einem Glase Milch zurückkam.

— Das Wasser möchte Ihnen schaden, meinte sie vorsorglich; trinken Sie von dieser Milch, die rein und frisch ist.

— Wie gut sind Sie! rief Adele, nachdem sie getrunken hatte. Gott lohne es Ihnen, ich vermag es nicht!

— Sie vermögen es wohl, meine Dame.

— Eine Unglückliche, wie ich bin . . .

— Sagen Sie mir, wer Sie sind; ich möchte es aus verschiedenen Gründen gern wissen.

— Der Herr Förster hat mir seinen Schutz angedeihen lassen . . .

— Madame Kron! Ich habe mich also nicht getäuscht! Und zu dem Grafen von Ravenstein wollen Sie? Ei, das ist meiner Meinung nach nicht wohlgethan!

Adele hatte ihre Thränen getrocknet.

— Ich habe reiflich überlegt, ehe ich diesen Schritt unternommen, glauben Sie es mir, liebe Frau. Es wird mir schwer, vor den Mann zu treten, der mein Glück vernichtet hat. Aber ich muß es, denn ich will mein Kind von ihm zurückfordern.

— Wie, Ihr Kind?

— Man hat es mir geraubt!

Adele erzählte unter Schluchzen das Ereigniß; sie verschwieg auch nicht, daß Sabine sie eines Verbrechens beschuldige, vor dem ihr Herz zurückbebe. Frau Hoche schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

— Und was wollen Sie denn nun von dem Grafen? fragte sie.

— Er soll mich gegen Sabinen in Schutz nehmen und mir zur Wiedererlangung meines Kindes behülflich sein. Dann verlasse ich diese Gegend, in der ich so viel Jammer und Elend erduldet habe. Aber ohne mein Kind gehe ich nicht; ich will mich auch von dem Verdachte reinigen, den die lieblose Freundin auf mein Haupt geladen.

Richard's Mutter schüttelte das greise Haupt.

— Das ist eine wunderliche Geschichte! dachte sie. Meinen Sohn beredet sie, die schöne Frau zu heirathen, und dort spricht sie von Kindesmord ... Daraus werde ein Anderer klug, ich vermag es nicht.

Ach, die vornehmen Leute, die in Saus und Braus leben, man sollte sich vor ihnen hüten.

Nun betrachtete sie die still sinnende Adele.

— Wie dauert sie mich, dachte sie weiter; und schön ist sie auch, das muß ihr der Neid lassen.

Adele unterbrach das Schweigen.

— Ich darf wohl voraussetzen, daß der Herr Förster die Mutter eingeweiht hat in die Geheimnisse seines Herzens ... O gewiß, fügte sie rasch hinzu, als sie sah, daß die Alte das Haupt neigte, gewiß, Herr Richard ist ein zu guter Sohn! O, könnte ich ihm lohnen für seinen Edelmuth, wie er es verdient und wünscht; auch dies ist mir von dem Schicksal versagt, das mich grausam seiner unwürdig gemacht hat. Vergeben Sie mir die Sorgen, die ich Ihnen verursacht ... Können Sie es, so weihen Sie mir eine Thräne des Mitleids; aber verachten Sie mich nicht! Habe ich gefehlt, so hat mich die Vorsehung schon hart bestraft ... Ich stehe allein auf diesem Erdenrunde und will allein den Jammer so lange tragen, als meine Kraft ausreicht.

Sie erhob sich, reichte der alten Frau die Hand und ging, so rasch sie es vermochte, über den Acker dem Walde zu. Schon nach einigen Minuten war sie zwischen den Bäumen verschwunden.

Frau Hoche sah ihr noch lange nach.

— Das also war die Dame, die meinem Richard so viel Sorgen macht! Mir ist wunderlich zu Muthe, ich weiß nicht, wofür ich sie nehmen soll. Sie muß recht unglücklich sein! Aber Fräulein Roland, die sich eine Freundin der bleichen Frau nennt ... meinem Sohne redet sie zu, und dort sucht sie zu schaden ... Nein, das ist schlecht! Ich habe die verwachsene Person nie leiden mögen, sie ist so listig und geschmeidig, und hat so helle Augen, daß man verlegen wird, wenn man mit ihr spricht. Ach, und die Geschichte mit dem Kinde ... Es ist gut, daß Adele geht, sie thut mir leid, recht leid ... aber Richard's wegen ist es gut. In der Familie Roland scheinen Glück und Segen auch nicht heimisch zu sein, trotzdem sie im Besitze eines großen Reichthums ist ... Nun will diese Madame Kron zu dem Grafen, der sich erst vor Kurzem eine schöne Frau genommen hat ...

Kopfschüttelnd und seufzend ging sie ihren häuslichen Geschäften nach.

Adele wanderte rüstig auf dem bezeichneten Wege weiter. Der Schatten und Kühlung gewährende Wald erleichterte ihr das Fortkommen ... Sie dachte nicht an Nebenumstände, nur das Eine schwebte ihrem

Geiste vor: ich muß mir Gewißheit über das Schicksal des Kindes verschaffen, um mich gegen die böse Sabine sicher zu stellen. Der Graf, der zur Zeit, als der Raub verübt, in dem Landhause gewesen, mußte Auskunft geben können. In der Todesangst, die sich ihrer bemächtigt, faßte die Arme sogar den Entschluß, die Gräfin um Hülfe zu bitten, wenn der Graf hartherzig sie ihr verweigern sollte. Es war dies mehr ein Drohmittel als ein Akt der Rache, sie hoffte, bis zu diesem Punkte nicht getrieben zu werden. Hätte man ihr das Kind nicht genommen, sie würde längst sich der Umgebung entzogen haben, die sie mit ihren Feinden in Verbindung brachte. Mit dem Eifer, den die Mutterliebe anstachelte, verfolgte sie den einmal entworfenen Plan. Sie zitterte bei jedem Geräusch, das sich im Walde vernehmen ließ. Bald fürchtete sie von Gerichtsdienern verfolgt zu werden, bald wähnte sie auf ein Hinderniß zu stoßen, das ihr Bemühen vereiteln könnte. Schon nach einer halben Stunde lichteten sich die Bäume und der Weg führte in das freie Feld. Die Sonne war schon tiefer gesunken, ihre schrägen Strahlen verbreiteten eine erträgliche Hitze. Adele ging zwischen Kornfeldern hin, deren schwere Aehren der Ernte entgegenreiften. Sie war nie in dieser Gegend gewesen, da sie ihre Spa-

ziergänge nur bis zu dem Kreuz im Walde ausgedehnt hatte.

Am Wege saß, beschattet von einem wilden Rosenstrauch, ein alter Mann, der behaglich aus einer kurzen Pfeife rauchte. Neben ihm im Grase lag das Reisebündel. Wir kennen diesen Alten, es war Hagenwald, den Richard und Sabine an der Gartenthür des Forsthauses getroffen hatten.

Adele fühlte ihre Füße brennen, die des raschen und langen Gehens ungewohnt waren; schwankend schritt sie vorüber, denn sie bemerkte den Ruhenden nicht.

— Mein Gott, rief sie seufzend, ich muß einige Augenblicke rasten!

Der große, hoch aufgeschossene Strauch bot noch ein zweites Plätzchen, das spärlich mit Gras bewachsen war.

— Hierher, meine Dame, hierher! rief der Alte.

Adele erschrak heftig.

— Was wollen Sie?

— Ich räume Ihnen das weiche Plätzchen, da ich weiter wandern muß.

Hagenwald war aufgestanden und warf den Ranzen über die Schulter.

— Ich möchte doch den Weg fortsetzen! flüsterte die ängstliche Frau.

— Das wäre Thorheit, wenn Sie ermüdet sind, denn es ruht sich hier vortrefflich.

— Immerhin . . .

— Fürchtet sich die Dame vor mir?

— Nein; aber ich habe Eile.

— Gut, so können wir ein Stück Wegs mit einander gehen, denn ich will vor dem Abend die Stadt noch erreichen.

Der Alte stand schon auf dem hart getretenen Fußpfade.

— Es wandert sich in Gesellschaft besser als allein! fügte er lächelnd hinzu.

Der Greis erschien zwar aufdringlich, aber er flößte doch keine Furcht ein; sein gutmüthiges Auge und sein durchfurchtes Gesicht mit struppigem weißen Barte, nicht minder seine ärmlichen Kleider, erweckten das Mitleiden. Aechzend setzte er sich mit Hülfe seines Knotenstocks in Bewegung. Adele konnte nicht ausweichen, sie mußte die Begleitung annehmen, so lästig sie auch war. Beide wanderten weiter.

— Wollen auch Sie nach der Stadt, meine Dame? fragte Hagenwald.

— Nein; ich will nach der Villa des Grafen von Ravenstein.

— Liegt die Villa hier?

— Man sagte mir, daß dieser Weg zu ihr führe.

— Ah, so sind auch Sie in dieser Gegend fremd?

— Ich kenne nur die Fußpfade nicht genau.

— So, so! murmelte der Alte, der seine volle Aufmerksamkeit nun auf die verschleierte Begleiterin richtete.

Adele beschleunigte nach Kräften ihre Schritte; der Greis hielt wacker aus, er blieb ihr stets zur Seite. Es war doch ein mühseliger Weg im freien Felde; nicht selten trieb ein leichter Windstoß den Staub auf und der brennende Fuß trat auf spitze Steine und Unebenheiten. Aber die arme Mutter, die ihr Kind suchte, mußte rasch weiter, wenn sie nicht am späten Abend heimkehren wollte. Die Sonne sank immer tiefer, ihr Licht ward schon blaß wie mattes Gold. Hagenwald nahm nach langer Pause das Gespräch wieder auf.

— Sie tragen tiefe Trauer, sagte er mitleidig.

— Ach ja!

— So haben Sie einen schweren Verlust erlitten . . .

Adele antwortete ausweichend.

— Ich bin tief bekümmert, das Schicksal hat mich schwer heimgesucht!

— Ja, das Schicksal! murmelte der Alte. Es ist ein eigenes Ding mit diesem Schicksal, das oft schlecht umgeht mit uns Menschenkindern. Ich könnte ihm auch nicht gerade ein Loblied singen. Der Schurke kommt empor, der Redliche geht unter ... Bah, das ist eine alte Geschichte! Wenn die Civilisation in unserem lieben Vaterlande so fortschreitet, wie sie seit einiger Zeit begonnen hat, so gibt es bald kein Gewissen mehr. Freiheit nach allen Richtungen, das ist das Losungswort! Hier stiehlt ein Liberaler Millionen, dort Ehre und guten Namen. Was ist es denn weiter? Nichts, nichts, wenn er sich nur wohl befindet. Da kommt kein Gewissen und macht ihm Vorwürfe, auch kein Staatsanwalt, der ihn anklagt ... Das Verbrechen schwelgt, die Tugend hungert und bettelt ... der Müßiggang wälzt sich in Luxus, die Arbeit wird vom Elend gepeinigt ...

Der Greis hatte so eifrig gesprochen, daß er ruhen mußte.

— Sie entwerfen ein schreckliches Bild von unseren Zuständen, sagte erstaunt Adele.

— Ein schreckliches, aber ein getreues Bild!

— Leider ist es wahr!

— Ich lese in Ihren Zügen, Madame, daß auch Sie mit dem Schicksal grollen ...

Ein trauriges, bitter schmerzliches Lächeln war die Antwort.

— Stoßen Sie sich nicht an meinen Lumpen, fuhr der Alte fort, sie bedecken einen armen aber ehrlichen Mann ... wir sind Leidensgenossen! Könnte ich, so würde ich mir schwarze Kleider kaufen, um das zu betrauern, was ich verloren. Ich habe nämlich Alles verloren, dessen der Mensch zum Leben bedarf: Vermögen, Familie und Ehre ... O, warum weinen Sie?

Adele antwortete nicht, sie schüttelte das Haupt und ging weiter.

Hagenwald, der ihr folgte, murmelte unverständliche Worte in den Bart; so viel ließ sich jedoch unterscheiden, daß der Groll aus ihm sprach.

— Wahrlich, dachte Adele, dieser ist ein Leidensgenosse! Er zeigt mir das Bild von dem, was mir bevorsteht!

Eine unbesiegbare Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, erzeugt durch bange Zweifel und Furcht vor der Zukunft. Sie legte sich die Frage vor: „Was wird aus mir, wenn die Hand sich schließt, die mir bisher den Lebensunterhalt gespendet? Sie hat sich

ja schon geschlossen, und wenn nicht, könnte ich von Sabinen noch Almosen annehmen? Den Grafen in Anspruch nehmen sträubt sich mein Ehrgefühl . . . Habe ich Gewißheit, daß ich mein Kind nicht zurückerlange, so bleibt mir nichts als . . . der Tod!"

So schrecklich dieser Gedanke auch war, es lag doch eine Art Trost darin. Der Tod machte ja allen Leiden schnell ein Ende. An dem nächsten Kreuzweg stand ein Wegweiser, den der Greis aufmersam betrachtete.

— Hier muß ich scheiden, sagte er bewegt. Leben Sie wohl, leben Sie glücklich, wenn es möglich ist!

Er sah schmerzlich die bleiche Frau an; dann zog er grüßend den Hut und ging weiter. Jetzt erst bemerkte Adele den traurigen Zustand des Alten in der ganzen Ausdehnung. Wie ärmlich war sein Rock, wie schmutzig und zerfetzt waren die Drillhosen, welche die hageren Beine umflatterten. Ach, und die schweren Schuhe, der schwache Alte konnte sie kaum fortschleppen, sie behinderten ihn im Wandern. Auch der Lederranzen, der tief auf dem gekrümmten Rücken hing, war eine zu große Last für seine Alterschwäche. Adele fühlte sich von Mitleiden ergriffen; sie suchte vergebens nach ihrer Geldbörse . . . „Ich habe sie

vergessen!“ flüsterte sie wehmüthig. „O, wäre ich reich, diesen armen Mann enthöbe ich der materiellen Sorgen! Doch jetzt muß auch ich weiter, denn mich ruft ein ernstes Geschäft ... Die Mutter sucht ihr Kind, sie will es wieder haben!“

Der harte Feldweg war bald zu Ende; der Pfad zog sich über eine saftige Wiese, deren frisches Grün dem Auge wohlthat. Auch die Füße brannten nicht mehr so heftig, sie berührten einen weichen, kühlen Boden. Und dort ragte das hellgraue Schieferdach der Villa aus den Zweigen empor und die Fenster blitzten im Strahl der sinkenden Sonne.

Am Rande der Wiese mähete eine Frau mit der Sichel Gras. Adele grüßte und fragte, wer jene Villa bewohne. Die Frau, die ein rothes Tuch über den Kopf geschlagen, blickte auf und zeigte nun ein jugendlich frisches Gesicht, dessen Wangen von der Arbeit glühten.

— Dort wohnt der Herr Graf von Ravenstein, antwortete sie.

Nun hatte Adele volle Gewißheit. Schon im Begriff weiter zu gehen, bemerkte sie ein kleines Kind, das halb nackt im Grase spielte. Wie rund und voll waren die Beine und Arme des kräftigen Knaben, der mit seinen lichtblauen Augen die schwarze Dame

neugierig anstarrte. Sein flachsblondes Haar ringelte sich zu natürlichen Locken. Ein weißes Hemdchen und ein grauer Friesrock bildeten seine ganze Kleidung. Plötzlich schrie das Kind laut auf und kroch hinter den Korb, der zur Hälfte mit Gras angefüllt war.

— Wem gehört das Kind? fragte Adele bewegt.

— Mir! antwortete stolz die junge Mutter, die es empor auf den Arm genommen hatte und zu beschwichtigen suchte. Dort kommt der Vater!

Ein Bauer im kräftigsten Mannesalter trat aus dem angrenzenden Roggenfeld; er trug einen leeren Korb auf dem Rücken. Erstaunt zog er den groben Strohhut, der sein tiefbraunes Gesicht vor der Sonne schützte. Das Kind, sofort beruhigt, streckte die Händchen nach ihm aus ... Nun ging es von dem Arm der Mutter auf den des Vaters über, der es zärtlich an die breite, offene Brust drückte. Das war eine Scene, die der armen Adele das Herz durchschnitt! Wie glücklich waren diese schlichten Landleute, die im Schweiß ihres Angesichts das Brod verdienen mußten. Gesund und frisch an Geist und Körper gingen sie der sauren Beschäftigung nach und freuten sich des muntern Jungen, den kein tückischer Feind ihnen streitig machte.

— Wie elend bin ich! schluchzte sie.

Um ihre Thränen zu verbergen, zog sie den Schleier herab und eilte weiter.

Die Landleute sahen ihr verwundert nach.

Zehn Minuten später ging die schwarze Dame an dem hohen Eisengitter hin, das den gräflichen Park einschloß. Ein köstlicher Blumenduft mischte sich mit dem frischen Hauche, der der Wiese entströmte. Auch in der Natur zeigte sich eine künstlich gestaltete Aristokratie ... Das Eisengitter grenzte sie ab von dem gemeinen Idyll der Wiese. Adele hatte keinen Sinn für die Schönheiten des Parks, der sich durch die Gitterstäbe übersehen ließ; wie betäubt von den verschiedenen Eindrücken, die sie empfangen, eilte sie dem Ziel entgegen, das zu erreichen sie Mutterliebe und Angst zwangen. Vielleicht hatte sie nicht die passendsten Mittel gewählt, aber ihr Gemüthszustand, der einer Monomanie nicht unähnlich war, gestattete ihr scharfes Denken und Kombiniren nicht, sie taumelte sinnverwirrt in die Verhältnisse, wie sie sich gerade boten. Da lag das Thor der Villa vor ihr; sie betrat den Hof. Kein Domestik zeigte sich; ein großer Jagdhund, der herumlungerte, glotzte die Fremde an und stieß ein kurzes Gebell aus. Adele bemerkte es kaum, sie stieg die Stufen der Freitreppe hinan und betrat

die offene Hausflur. Henriette, die Kammerzofe der jungen Gräfin, kam leichtfüßig die breite Treppe herab. Ueberrascht fragte sie:

— Was steht der Dame zu Diensten?

Die Zofe hatte einen scharfen Blick, sie erkannte sofort an der derangirten Toilette, daß die schwarze Dame nicht der Aristokratie angehörte, die mit der Herrschaft Umgang hatte. Adelen's feines Gesicht war leicht geröthet und ihre Augen glühten lebhaft, ein Umstand, der sie reizend schön erscheinen ließ.

— Ist der Herr Graf von Ravenstein zu sprechen? fragte sie mit matter Stimme.

Die Zofe stutzte.

— Der Herr Graf?

— Ja.

— Ich weiß es nicht genau, meine Dame.

— Er ist doch zu Hause?

— Ja.

— Ich möchte ihn sprechen.

— Wen werde ich die Ehre haben anzumelden?

Adele suchte nach ihrem Taschentuch, um eine Karte herauszuholen; sie hatte es vergessen.

— Melden Sie Adele Kron an.

— Fräulein Adele Kron?

— Dies wird genügen, gewiß, dies wird genügen?

Henriette ließ ihre forschenden Blicke über die Dame streifen.

— Der gnädige Herr, flüsterte sie, promenirt im Garten ...

— So zeigen Sie mir den Weg zum Garten.

— Bitte, treten Sie hier ein.

Die schwarze Dame befand sich in dem prachtvollen Salon des Erdgeschosses, demselben, in welchem die Hochzeit gefeiert war. Die hohe Glasthür, die nach der Veranda führte, stand offen. Man sah die schimmernden und duftenden Blumen, die der Gärtner aufgestellt hatte. Die schattige und kühle Veranda glich einem großen Blumenkorb mit den seltensten Gewächsen. Die reizendsten Farben schimmerten aus dem mannichfaltigsten Grün. Der Strahl einer Fontäne schoß fast bis zur Decke empor, dann fiel er in ein mit Schlingpflanzen bedecktes Marmorbassin zurück, das in der Mitte der Veranda sich erhob.

— Bitte, nehmen Sie Platz! sagte die Zofe.

Dann verschwand sie.

Adele sank erschöpft auf einem der kostbarsten Fauteuil's nieder, die im Kreise um einen großen Tisch standen. Hatte sie auch keinen Sinn für diese Umgebung, die Pracht derselben drängte sich ihr doch auf. Unwillkürlich fiel ihr Blick auf zwei große Del-

gemälde, die ihr gegenüber an der mit rothem Sammt tapezirten Wand hingen. Es waren Meisterstücke, die der Bankier seinen Kindern geschenkt hatte. Das eine war das Porträt des Grafen, das andere das einer wunderbar schönen Dame.

— Die beiden Gatten! dachte Adele. Ein aristokratisches Paar! Wie mild und ehrbar seine Züge sind; man möchte glauben, dieser Mann könne kein Wasser betrüben ... Und doch betrügt er mich und seine Gattin, die ihm vertrauensvoll entgegenlächelt. Otto lebt wie ein Fürst, er ist glücklich in dem Besitz dieser reizenden und reichen Frau ... mich verzehren Gram und Sorgen ... Und was habe ich ihm geopfert? Mein Alles, mein Höchstes auf dieser Erde! Um mich ganz elend zu machen, läßt er mir das Kind rauben ... O, wie gering denkt er von mir; ich würde mich meiner Tochter nicht entäußert haben, um es in das Boudoir der Gräfin zu tragen ... Das hat er gefürchtet, und Sabine, von derselben Furcht beseelt, hilft ihm; sie muß ja die Ehre der Familie retten, muß das gräfliche Paar, das nicht mehr zu trennen ist, vor schmählichem Eclat bewahren! Um mich für immer abzuschrecken, wälzt sie auch noch den Verdacht eines Kindesmords auf mich ...

Sie schauderte zusammen; Groll und Schmerz erpreßten ihr Thränen.

In diesem Augenblick trat eilig der Graf ein.

— Wer will mich sprechen? fragte er hastig.

Adele hatte sich erhoben.

— Ich! rief sie fest und stolz.

Der Graf wich einen Schritt zurück.

— Unglückliche, was führt Sie in mein Haus?

— Sie haben recht, ich bin eine Unglückliche!

— Mein Gott, was wollen Sie denn?

— Fragen Sie Ihr Gewissen, edler Herr, und Sie werden Antwort erhalten!

Die Gleichgültigkeit des Grafen brachte die arme Adele völlig außer Fassung; sie mußte laut weinen. Otto von Ravenstein schloß die Thür, die zur Veranda führte.

— Madame, rief er, ich habe Ihren Besuch ebenso wenig erwartet, als ich fürchte, daß Sie in meinem Haus eine Skandal-Scene auszuführen gedenken. Ich bitte, sprechen Sie sich ruhig aus, ich werde ebenso ruhig Sie anhören.

Der Graf deutete auf den Stuhl, den Adele verlassen hatte.

— Mein Herr, stammelte sie, ich erinnere Sie nicht an die Schwüre, die Sie mir einst geleistet, ich

bitte auch nicht um einen Theil des Reichthums, der Sie umgibt ... aber ich flehe Sie an bei dem großen Gott: geben Sie mir zurück, was Sie mir geraubt haben!

— Was ich Ihnen geraubt habe?

— Mein Kind, mein Kind!

Adele streckte die bebenden Hände aus.

Eine leichte Bläße überzog das Gesicht des Grafen.

— Bin ich ein Räuber? fragte er halblaut.

— Während Sie mir in meiner Wohnung erklärten, daß ich eine Verstoßene sei, hat man mir meine Tochter geraubt ... Sie haben mich absichtlich gefesselt, um den Raub leicht ausführen zu lassen ... O, ich durchschaue jetzt ganz Ihren nichtswürdigen Plan, ich begreife den ganzen Umfang Ihrer Perfidie.

— Madame! Madame! rief drohend der Edelmann.

— Nein, ich will anders zu Ihnen sprechen, will Sie auf den Knieen bitten, damit Sie die verzweifelnde Mutter nicht verstoßen ...

Der Graf trat nahe, ganz nahe an sie heran.

— Sie bedürfen meiner Hülfe, ich gewähre sie Ihnen, Madame; jedoch nur unter der Bedingung,

daß Sie das Aufsehen vermeiden und meine Reputation als Ehemann schonen.

Adele hoffte schon ihr Ziel erreicht zu haben; sie kämpfte den aufsteigenden Schmerz nieder und erzählte unter Thränen, was in Ihrem Hause geschehen. Der Graf war sichtlich bestürzt geworden.

— Madame, es waltet ein gräßliches Mißverständniß ob ... ich bin nicht der, den Sie suchen ...

— Großer Gott!

— Ich muß es Ihnen jetzt sagen ...

— Mir ist Alles klar, leugnen Sie nicht!

— Ich bin nicht der, für den Sie mich halten.

Adele zitterte wie ein Blatt im Winde.

— Sie wären nicht Graf Otto von Ravenstein?

— Der bin ich allerdings; aber es gibt ...

— Demnach kennen Sie mich auch wohl nicht?

— Ich habe nur einmal die Ehre gehabt, Sie zu sehen und zu sprechen.

— Sie halten mich für ein wahnsinniges Geschöpf, Herr Graf ... O, ich bin bei Verstand, denn ich begreife, daß Sie den Dingen eine neue Wendung geben wollen ... Sie mühen sich umsonst ab ... ich meide Sie für immer, sobald ich im Besitze meines lieben Kindes bin ... Wozu dient dies Alles? Soll ich eine Wahnsinnige sein? Soll eine Wahnsinnige

Ansprüche an Sie erheben? Herr Graf, das Weib müssen Sie in mir verachten; ehren Sie wenigstens die Mutter in mir, treiben Sie eine unglückliche Mutter nicht zur Verzweiflung!

Sie mußte sich an der vergoldeten Lehne des Fauteuil's halten.

— Nein, Madame, nein! rief leise der Graf, der mit übermenschlicher Kraft nach Fassung rang. Ich ehre und bedaure in Ihnen das Weib und achte und bemitleide die Mutter ... Wahrlich, ich bin unfähig, die heiligsten Gefühle, welche die Menschenbrust umschließt, mit Füßen zu treten ... Ich will auch, um Ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, offen und ehrlich mit Ihnen reden ... der, den sie als den Urheber Ihres Jammers bezeichnen, bin ich nicht ...

— Wollen Sie mich, die ich gesunde Sinne habe, so arg täuschen? Ich erkenne Sie jetzt, schrie Adele auf, und werde Sie nach vielen Jahren wieder erkennen! Sie sind und bleiben Graf Otto von Ravenstein!

Der Edelmann wollte sie beschwichtigen.

— Ich bitte Sie, hören Sie mich an! Ein Anderer hat meinen Namen gemißbraucht ...

— O, wie unbeschreiblich elend ist diese Ausflucht!

— Mein Bruder ...

— Herr Graf, ich bin noch nicht wahnsinnig! Sie und Sabine haben mich des Verstands berauben wollen ...

— Mein Zwillingsbruder ...

— Auch das noch! Herr Graf, ich kann Sie nicht länger anhören; ich bin auch nicht gekommen, mit Ihnen zu verhandeln ... Im Namen Gottes, geben Sie zurück, was Sie mir geraubt haben, und Sie sehen mich nie, nie wieder!

Sie sank auf die Kniee und streckte flehend die Hände empor.

Der Graf sah keinen Ausweg, sich zu retten.

— Stehen Sie auf, Madame, bat er dringend. Sie haben weder die passende Zeit noch den rechten Ort gewählt, eine so ernste Sache zu ordnen. Von Ihrem Kind weiß ich nichts ...

Die arme Mutter verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

— Dann sei mir Gott gnädig! schluchzte sie. Ich resignire auf Alles, um mein Kind zu retten ... Ich will mich in Armuth und Elend stürzen, ich will das Schrecklichste ertragen ... Aber man zerfleische

die Mutterbrust nicht ganz, die schon unter den heftigsten Schmerzen blutet! Noch einmal: Wollen Sie meine Bitte erfüllen ... Die Verzweifelnde fleht Sie zum letztenmal an ... Der Schmerz beginnt zu weichen, Groll und Bitterkeit ziehen ein in meine Brust ... Fürchten Sie die Rache der Mutter, der Sie das Kind gestohlen haben ...

Otto von Ravenstein zitterte vor Erregung.

— In diesem Augenblick, Madame, kann ich nicht rathen; aber ich verspreche Ihnen, Forschungen anzustellen, die, so hoffe ich, ein Resultat erzielen werden.

Adele war ihrer Sinne kaum noch mächtig; wie eine Wahnwitzige blickte sie durch den Saal. Plötzlich sprang sie auf ... sie hatte durch die Glasthür eine Dame in der Veranda gesehen, die täuschende Aehnlichkeit mit dem Oelgemälde an der Wand hatte, und diese mußte die junge Gräfin sein.

— Ich muß, ich muß! rief sie. Man zwingt mich dazu! Ich wage das letzte Mittel!

Sie eilte nach der Thür, ehe es der Graf verhindern konnte, riß sie diese auf und warf sich vor Gabrielen nieder, die mit großem Erstaunen die letzten Worte der schwarzen Dame gehört hatte.

— Erbarmen, Erbarmen! Gnädige Frau, stehen Sie mir bei!

Die Gräfin stieß einen leisen Schrei aus.

— Was kann ich thun? stammelte sie, unfähig, ihre Hand der Knieenden zu entwinden.

— Mein Kind, mein armes Kind!

— Sie deutete auf den Grafen, der mit verschränkten Armen auf der Schwelle der Thür stand.

— Jener hat es mir geraubt!

— Der Graf trat stolz der Gruppe näher.

— Ich begreife nicht, wie diese Wahnsinnige hat Eingang finden können! sagte er mit fester Stimme. Ich bitte Dich, Gabriele, ziehe Dich zurück, Scenen dieser Art sind Deiner unwürdig.

Adele rang die Hände.

— Erbarmen, gnädige Frau, Erbarmen!

Der Edelmann war plötzlich ein anderer geworden; er warf gehässige Blicke auf die schwarze Dame, und suchte seine Gattin zu entfernen, die in höchster Bestürzung nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte. Es lag ihr daran, da sie schon Verdacht schöpfte, den Grund dieses seltsamen Damenbesuchs zu erforschen.

— Deinen Arm, Geliebte! sagte kalt und dringend der Graf.

Sie zögerte.

— Die arme Dame erregt mein Mitleid.

— Sie ist in ihrem Wahnsinn unverschämt ...

— Ich möchte sie nicht hartherzig abfertigen.

— Gabriele, Du wirst mir folgen! befahl der Graf. Ich will es, ich will es!

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

Die erbleichende Gabriele wollte sich fügen, da sie den Zornesausbruch des Grafen fürchtete. Adele, die immer noch am Boden lag und glühenden Blickes emporstarrte, hielt sie gewaltsam am Kleid zurück. Man hätte glauben mögen, die Arme sei wirklich wahnsinnig; sie athmete kurz, als ob sie rasch gelaufen wäre, ihr halb geöffneter Mund lächelte unheimlich, und die Hände, die das Kleid erfaßt hatten, zitterten heftig. Leichenbläße bedeckte ihr schönes Gesicht, dessen Muskeln leise zuckten. Die gewaltige Aufregung beraubte sie für Augenblicke der Sprache.

— Ich folge Dir! flüsterte Gabriele, die ein Grauen befiel.

Aber Adele, Anstand und Sitte vergessend, klammerte sich laut schluchzend an die junge Gräfin.

— Das ist zu viel! rief der Edelmann.

— Mein Kind! Mein liebes Kind! jammerte die Mutter.

— Hinweg! donnerte der Graf sie an. Hinweg, Wahnwitzige, oder ich rufe die Bedienten!

Adele ließ nicht ab.

Den Grafen übermannte der Zorn, er stieß die Knieende mit dem Fuß, daß sie zusammenbrach.

Jetzt war Gabriele frei; sie hing zitternd am Arm des Gemahls, der sie aus dem Saal führte.

Tiefe Stille herrschte in dem prachtvollen Raum. Das monotone Rauschen der Fontäne, das durch die offene Glasthür eindrang, schien nicht diese Stille zu unterbrechen. Adele lag wie ein schwarzer Knäuel auf dem blaßgelben glänzenden Parquetboden. Wie ein Bahrtuch hüllte der schwarze Mantel sie ein. Der Hut war dem Haupt entfallen, das schwere dunkle Haar hatte sich aufgelöst, es floß wirr auf die Schultern herab. Die Abendsonne, die mild und freundlich durch die hohen Fenster fiel, umwob mit goldenem Schein das bleiche Antlitz der regungslosen Mutter.

Plötzlich trat der Kammerdiener des Grafen ein, jener Franz, den der Leser bereits kennt. Neugierig betrachtete er die schwarze Dame.

— Nicht übel! murmelte er. Das Gesichtchen kann sich sehen lassen. Die Schöne befindet sich in einer traurigen Verfassung ... Wie fange ich es an,

dem Befehl, sie ohne Aufsehen auf die Landstraße zu transportiren, nachzukommen? Versuchen wir, sie zum Gehen zu bewegen.

Er rüttelte die Hand der Ohnmächtigen.

— Ein sauberes Händchen! flüsterte Franz. Aristokratisch klein und weiß ...

Er rüttelte zum zweitenmal.

— Hier muß ein böser Auftritt stattgefunden haben, da die schwarze Schönheit in so tiefer Ohnmacht liegt.

Franz betrachtete mit Kennerblicken das zarte Gesicht.

— Der Herr Graf, flüsterte er, malitiös lächelnd, zeigt überall seinen guten Geschmack! Nein, ich glaube nicht, daß diese Dame wahnsinnig ist, wie mein Herr meint ... Ich muß ein Uebriges thun.

Er ging in die Veranda, nahm aus einem Strauch eine kleine glänzende Gießkanne, deren Gabriele sich zum Tränken der Blumen bediente, füllte das elegante Gefäß aus dem Bassin der Fontäne, kam lächelnd zurück und ließ die feinen Strahlen in das Gesicht der Ohnmächtigen fließen.

— Das wird helfen! murmelte Franz.

Und es half wirklich.

Adele, erfrischt durch das kalte Wasser, schlug langsam die Augen auf.

— Madame! rief der Kammerdiener.

— Was ist mit mir geschehen?

Sie sah mit wirren Blicken um sich.

— Noch ist nichts geschehen! antwortete Franz barsch.

Er zog sie bei der Hand empor.

— Aber es könnte leicht etwas geschehen, fügte er in demselben barschen Ton hinzu, wenn Sie nicht sofort freiwillig unsere Villa verlassen.

Adele strich das feuchte Haar aus dem Gesicht.

Jeder fühlende Mensch würde von innigem Mitleid ergriffen gewesen sein; der gräfliche Kammerdiener, ein willenloses Werzeug seines Herrn, dachte nur an die pünktliche Ausführung des erhaltenen Befehls.

— Bitte! sagte er ironisch höflich.

Und dabei deutete er vornehm und gewandt wie ein Schauspieler mit beiden Händen, die er kaum bis an die Brust erhob, nach der Ausgangsthür.

— Ich erinnere mich ... flüsterte Adele. Der stolze Graf hat mich mit dem Fuß getreten! Die Gattin

führte er am Arm ... O, dieses Bild wird nie in meinem Gedächtniß erlöschen! Als der Betrug nicht fruchtete, wandte er Gewalt an ... Durch einen Fußtritt hat er mich zu Boden geworfen ... Diese Schmach in Gegenwart seiner Gemahlin ...

Sie richtete sich an der Lehne des Fauteuils empor.

Da stand die schlanke, schöne Gestalt vor dem Kammerdiener, der den schwarzen Hut von dem Boden nahm und ihn der Dame reichte.

— Nehmen Sie doch.

Adele fragte zerstreut:

— Was?

— Ihren Hut, Madame!

Mechanisch nahm sie ihn.

— Mein Gott, seufzte sie, ich lebe wohl nicht mehr!

— Madame, ordnen Sie Ihre Toilette draußen; ich bin beauftragt, den Saal zu schließen, da die Herrschaft ausgefahren ist ...

— Die Herrschaft ist ausgefahren? Ich kann demnach die Frau Gräfin nicht sprechen?

— Nein!

Adele sah mit einem unbeschreiblichen Blicke zum Himmel empor, indem sie flüsterte:

— So sei Gott meiner Seele gnädig!

Sie verließ schwankend den Saal. Franz zeigte ihr den Weg über den Hof nach der Landstraße. Als die schwarze Dame hinaus war, schloß er die Gitterthür hinter ihr.

9.

Enttäuschung.

Der Graf hatte seine Gattin nach dem Boudoir geführt, das, wie wir wissen, im ersten Stock der Villa lag. Und Gabriele hatte sich fast willenlos führen lassen, da die Scene im Salon sie tief erschüttert hatte.

— Entschuldige mich für einige Augenblicke! hatte der Graf gesagt.

Dann war er gegangen, um dem Kammerdiener den Auftrag zu ertheilen, den er, wie wir gesehen, auch gewissenhaft ausgeführt hatte. Der Herr konnte sich auf Franz verlassen.

Gabriele saß in ihrem reizenden Boudoir sinnend auf einem der Fauteuils. Die Finger ihrer kleinen weißen Hände hatten sich in einander verschlungen und ihre Lippen zuckten, als ob sie das Weinen unterdrücken wollte. Ach die Leiden einer Ehe, die aus ungleichen Parteien zusammengesetzt, stellten sich jetzt schon in ihrem ganzen Umfange ein. Die glänzenden

Räume der Villa sollten der Schauplatz der traurigsten Scenen sein.

— Verstehst Du mich, Franz? hatte der Graf gesagt.

— Vollkommen, gnädiger Herr.

— Sage, was Du willst, aber vermeide den Eclat. Jene schwarz gekleidete Frau ist eine Abenteurerin, die auf Gelderpressung ausgeht.

— Vielleicht ist sie eine Schauspielerin?

— Mehr, sie ist eine Betrügerin.

— Ah, dann werde ich sie zu behandeln wissen.

Franz war nun in den Salon hinabgegangen. Der Graf stand in dem Vorzimmer seiner Frau.

— Ich weiß nicht, murmelte er, wie weit Gabriele das Gespräch, das ich mit dieser Adele gehabt, belauscht hat; trotzdem scheint sie genug zu wissen, um den bisher gehegten Verdacht noch mehr auszudehnen. Meine Lage wird immer kritischer ... und Arnold Bertram bleibt aus! Ich glaube jetzt nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß Julian diese Frau mir geschickt hat. Sie fordert ihr Kind von mir zurück, sie will für immer aus dieser Gegend scheiden ... Es schmerzt mich, daß ich sie so hart habe behandeln müssen; leider blieb mir kein Ausweg ... Mag sie

das Aeußerste unternehmen, ich habe keinen Anlaß gegeben zu ihrem Jammer!

Er ging unschlüssig auf und ab.

Da ertönte ein Glockenzeichen, das in dem Boudoir gegeben ward.

Henriette trat rasch in das Vorzimmer.

— Warte! befahl der Graf.

— Die gnädige Frau hat gerufen.

— Ich werde zu ihr gehen.

Die Zofe verneigte sich gehorsam.

— Entschuldigen Sie mich, gnädiger Herr!

— Antworte: Wer hat die Dame in den Saal geführt?

— Ich, gnädiger Herr!

— Das war mehr als ungeschickt.

— Verzeihung, mir war kein Verbot geworden ...

— Kennst Du die Dame?

— Nein, gnädiger Herr!

— Sei offen, Henriette! Fräulein Roland hat sie Dir empfohlen ...

— Gewiß nicht! versicherte die Zofe. Ich kenne weder ihren Namen, noch habe ich sie jemals früher gesehen. Ihr leidendes Aussehen flößte mir Mitleiden ein, und da ich sie ihrem ganzen Wesen nach

für eine Dame vom Stande halten mußte, übernahm ich die Anmeldung, um die sie mich gebeten hatte.

Der Graf sah mit forschenden Blicken die Zofe vom Kopfe bis zu den Füßen an. Henriette ward durchaus nicht verlegen, sie lächelte schmerzlich, als ob sie sagen wollte: „Ich brauche weder zu erröthen noch zu erblassen.“

— Geh! befahl barsch der Herr.

Henriette zog sich, verletzt scheinend, auf den Korridor zurück.

— Ich muß mir Gewißheit verschaffen! dachte der Gatte. Sabine setzt ihr nichtswürdiges Treiben fort und der Besuch jener Frau ist ihr Werk. Man will das Glück meiner Ehe vernichten, da sie nicht mehr gelöst werden kann. O, wüßte ich ein Mittel, die schlaue Person zu züchtigen, die, so scheint es, meine Verirrung kennt.

Wiederum ertönte das Glockenzeichen, heftiger als zuvor.

Der Graf trat rasch in das Boudoir. Gabriele stand an dem offenen Fenster und sah in den Park hinaus.

— Henriette, rief sie, ohne sich zu wenden, der Wagen soll so rasch als möglich kommen, ich will nach der Stadt fahren!

Die Schritte des Grafen, der tiefer in das Boudoir trat, erregten die Aufmerksamkeit der jungen Frau; sie sah den Gatten überrascht an.

— Du hast geweint, Gabriele! begann er im Tone sanften Vorwurfs.

Von neuem rannen ihr die Thränen über die zarten Wangen.

— Habe ich nicht Grund genug? fragte sie, leise schluchzend.

— Du sollst mir vertrauen, Gabriele.

— Ich habe Dir vertraut, trotz der kalten, ich möchte sagen trotz der unwürdigen Behandlung, die ich erlitten. Du hast mich nicht wie Deine Frau, Du hast mich wie ein unwürdiges Mädchen gehalten, das sich seiner Stellung und seiner Lebensaufgabe nicht bewußt ist. Die arme Frau, die verzweiflungsvoll in unsere Villa drang ...

— Sprich nicht davon, so lange Du die Intrigue nicht kennst, die Deine Familie gegen mich spielt.

— Wie, meine Familie?

— Sabine wenigstens, die seit kurzem Deinen Vater beherrscht.

— Sabine hat lange unser Haus nicht betreten.

— Und doch wirkt sie feindselig auf uns ein! Sie hat jene Frau abgeschickt, daß sie einen gräßlichen Verdacht auf mich schleudern solle, einen Verdacht, der unsere Ehe lösen soll.

Gabriele trocknete die Thränen.

— Otto, sagte sie entschieden, der Schmerz und die Verzweiflung jener armen Frau, die ihr Kind von Dir zurückverlangte, können nicht erkünstelt gewesen sein. Bin ich auch unerfahren in dem Umgange mit Menschen, so kann ich doch wahren Schmerz von erheucheltem unterscheiden. Die Trauernde, eine auffallende Schönheit, kennt Dich, und Du kennst sie. Du hast in Beziehungen zu ihr gestanden, die ihr ein Recht geben, mit Forderungen an Dich heranzutreten. Halte mein Auge nicht für zu blöde, es sieht scharf genug, um mir ein richtiges Urtheil zu gestatten. Ich kenne den eigentlichen Zusammenhang der Dinge nicht, ich will ihn auch nicht kennen; aber fordere kein Vertrauen von mir, ich kann es Dir nicht gewähren. Laß mich zu dem Vater gehen, denn ich fühle mich unfähig, Dir die Gattin zu sein, wie Du sie verlangst.

Sie griff zu dem Kaschmir-Shawl, der auf dem Spieltisch lag.

Diese Entschiedenheit der jungen Frau hatte der Graf nicht vorausgesehen, er hatte sie nicht einmal für möglich gehalten. Aus der willenlosen jungen Frau war ein fest entschlossener Charakter geworden. Es verriethen dies ihre Mienen und ihre Haltung. Der Graf lächelte kalt, vornehm.

— Du wirst mich nicht verlassen, Gabriele, wenn ich Dich bitte zu bleiben. Denke an den Skandal, den selbst eine ~~monotone~~ momentane Trennung hervorbringen muß.

Gabriele sah den Gatten mit flammenden Blicken an.

— Meine Ehre, rief sie fest, geht mir über Alles! Ich konnte mich Deinen tyrannischen Anordnungen fügen, so lange es mir möglich war an die Aufrichtigkeit Deiner Gesinnungen zu glauben ... Du hast mich nie wahrhaft geliebt! Ich mag nicht wissen, was Du jener Dame gelobt hast, die verzweiflungsvoll flehend zu Deinen Füßen lag und dafür einen Fußtritt empfing! Bedarf es einer helleren Beleuchtung Deines Charakters? Habe ich von dem Manne zarte Rücksichten zu hoffen, der fähig ist, eine schwache Frau mit Füßen zu treten? Eine Frau, der er zuvor Liebe geheuchelt? Jetzt zeigt sich die Bedeutung jenes Ereignisses ... ich verlor auf räthselhafte Weise den Brautkranz, den ich nie hätte tragen

sollen! An meinem Hochzeitstage kündigte sich das Unglück schon an, das mich jetzt trifft. Ich habe es unterlassen, meinen Schmerz an der Brust des Vaters auszuweinen, ich habe dem guten Vater, der jeden meiner Wünsche erfüllte, stets ein lächelndes Gesicht gezeigt, um ihn an mein eheliches Glück glauben zu machen ... ich vermag es nicht mehr, ich muß ihn um seine Vermittelung angehen.

Sie nahm mit zitternden Händen den Strohhut und setzte ihn auf das Haupt.

Die Festigkeit verletzte den Grafen.

— Gelten Dir meine Bitten nichts? fragte er stolz.

— Verhandle mit dem Vater; der Gegenstand ist nicht danach angethan, daß ich ...

— Gabriele, Du bist eine Gräfin von Ravenstein!

— Wäre ich es nie geworden!

Der Graf erbleichte, er biß die Lippen zusammen.

— Das, das sagst Du mir?

— O, hätte ich den Warnungen geglaubt!

Sie verhüllte das Gesicht mit dem Tuche.

— Es ist weit gekommen! flüsterte der Edelmann.

Dann ging er unschlüssig auf und ab. Eine

gewaltige Erregung hatte sich seiner bemächtigt, die er kaum zu beherrschen vermochte.

— Gabriele, rief er, indem er vor der jungen Frau stehen blieb, ich verbürge mit meinem Ehrenworte, daß ich jene wahnsinnige Frau nicht kenne!

— Mein Gott, mein Gott!

— Sie ist mir fremd, so wahr ich ein Edelmann bin!

Die Gräfin konnte ihre Entrüstung nicht mehr bergen.

— Du verpfändest Deine Ehre, berufst Dich auf den Edelmann? Wisse, daß ich, ohne es zu wollen, Zeugin des Gespräches war ... Otto, wenn das die Grundsätze des Adels sind, dem Du angehörst, so danke ich dem Himmel, daß er mir bürgerliche Eltern gegeben.

Der Edelmann drückte krampfhaft die Faust auf die Brust.

— Gewiß, stöhnte er, der Schein ist gegen mich, ich kann ihn kaum verbannen ... Aber die Zeit bleibt nicht aus, die mich rechtfertigen wird! Ich fordere Vertrauen, Gabriele; ich beschwöre Dich, zu mir zu halten und den Einflüsterungen Sabinen's Dein Ohr zu verschließen. Es ist Dir Pflicht, meine Bitte zu erfüllen.

— Mahne mich nicht an meine Pflicht; Du aber hast die Deinige vergessen!

Sie wollte fort.

— Bleibe, Gabriele! rief er ihr nach.

Die Hand nach der Thür ausstreckend, antwortete sie:

— Ich kann nicht ... verhandle mit meinem Vater!

Schon war die Thür geöffnet.

— Gabriele! rief er noch einmal.

Sie überschritt schwankend die Schwelle.

— Du kannst Dich nicht rechtfertigen, schluchzte sie; mein Vertrauen zu Dir ist erschüttert ...

Er zog sie gewaltsam an der Hand zurück.

— Wohlan, ich will mich rechtfertigen, obgleich es meinem Herzen schwer wird!. Um den Eclat zu vermeiden, will ich Dir ein Familiengeheimniß entdecken, dessen Schwere mich fast zu Boden drückt, dann urtheile über meine Person und über mein Benehmen. Ich habe einen Zwillingsbruder, einen Doppelgänger ... Die Aehnlichkeit zwischen uns ist so groß, daß es nur geringer günstiger Umstände bedarf, um eine Verwechselung zu ermöglichen. Jene Frau hat mich für meinen Bruder genommen ... damit Dir Alles erklärlich werde, füge ich hinzu:

mein Bruder Julian haßt mich wie seinen Todfeind, ihm ist kein Mittel zu schlecht, wenn er mein Verderben dadurch bewirken kann. Die Frau, die Du gesehen, ist betrogen, aber nicht durch mich, ich kenne sie nicht ... Julian hat selbst meinen Vornamen gemißbraucht ... O, ich habe mich zu wenig um ihn gekümmert, als daß ich alle seine Infamien erfahren hätte. Du nennst es hart und gefühllos, daß ich die Bettlerin zurückgestoßen habe ... wäre ich schuldig, ich würde sie abgekauft und durch List zum Schweigen gebracht haben so aber folgte ich der Aufwallung des gerechten Zornes, zumal da ich Jene für eine Verbündete Sabinen's halte. Auch diese Beschuldigung will ich begründen: Sabine sorgt für die in Trauer gekleidete Schönheit, sie hat ihr selbst ein Landhaus einrichten lassen, das reizend an der Grenze ihres Forstes liegt. Dort wohnt sie und lebt herrlich und in Freuden von den reichen Mitteln, die Fräulein Roland ihr spendet. Genügt dies, Dir die Augen zu öffnen? Willst Du mehr noch wissen, um unsere Gegner kennen zu lernen? So viel ich mich erinnere, habe ich Sabine nie beleidigt, aber sie ist meine Feindin, obgleich sie mir zulächelt und mir die Hand drückt. Das Schlimmste von der boshaften Frau

steht uns vielleicht noch bevor ... Jetzt handle wie es Dir beliebt, ich habe nichts mehr zu sagen.

— Das ist es? stammelte Gabriele bestürzt.

Sie legte Hut und Shawl ab.

Der Graf lehnte sich über die Fensterbrüstung und sah in den abendlichen Park hinaus, der wie ein stilles Paradies sich hinter der Villa ausbreitete. Die Sonne war schon untergegangen, die schwache Röthe, die sie hinterlassen, schuf eine liebliche Dämmerung. Man sah in den Beeten die Arbeiter, die die Blumen und Gesträuche tränkten. Die lebensgroßen Statuen, die hier und dort aufgestellt, schimmerten weißlich aus dem dunkeln Grün hervor. Es war schwül, trotz des vorgerückten Abends. Plötzlich trat der Graf zurück, ein Blitz, der grell die Landschaft erhellte, blendete ihn.

— Es ist ein Gewitter im Anzuge!

— Schließe das Fenster! bat zitternd Gabriele.

In diesem Augenblicke machte ein Donnerschlag die Erde erzittern. Gabriele flüchtete sich an die Brust des Gatten ... Es war ein furchtbarer und, wo er getroffen, vernichtender Schlag.

— Der Himmel treibt Dich in meine Arme! rief erschüttert der Graf.

Er umschlang zärtlich die reizende Frau, die weinend ihr Gesicht verhüllte.

— Hier, hier ist Dein Platz! fuhr er fort. Es gibt keine Macht, die uns trennen könnte, wenn wir selbst uns einander anschließen. Bin ich gerechtfertigt?

Gabriele antwortete nicht, sie konnte nur weinen.

— Der Sturm in unserer Ehe geht vorüber wie das Gewitter ... Dann schmücken unser Leben nur Reize, ähnlich der Flur, die, vom Regen erfrischt, ein neues Gewand angelegt zu haben scheint. Gabriele, ich habe meine Eigenheiten, vielleicht auch Bizarrerien ... ertrage sie und nimm als Entschädigung die Liebe, die ich Dir ewig bewahren werde.

Sie wollte sich ihm bebend anschmiegen. Ein zweiter Donnerschlag schreckte sie zurück, sie flüchtete sich vom Fenster fort in den Hintergrund des Zimmers. Der Graf schloß das Fenster. Die Atmosphäre war wieder ruhig geworden, das verglimmende Abendroth zeigte einen matten Schein und vom tiefblauen Himmel herab schimmerten die Sterne in voller Klarheit. Die Gewitterwolke, die sich entlud, stand im Osten, sie ließ sich von dem Boudoir aus nicht gewahren.

Der Graf zog die Glocke.

— Licht! befahl er der eintretenden Henriette.

Fünf Minuten später brannten Kerzen auf silbernen Armleuchtern. Gabriele saß schweigend auf der Ottomane; trotzdem sie sich in fieberhafter Spannung befand, als ob sie den Verlauf des Gewitters fürchtete, verblieb sie regungslos. Sie duldete die Zärtlichkeiten des Gemahls, ohne sie zu erwidern. Es war eine seltsame Veränderung mit ihr vorgegangen, die der Graf nach Maßgabe der Verhältnisse zu erklären suchte. Und darum war er zufrieden mit der äußeren Ruhe, die Gabriele zeigte; er berührte das traurige Thema weiter nicht, hoffend, daß Gabriele ihre Unbefangenheit bald wieder zurückerlangen werde. Ein Windstoß verscheuchte die Gewitterwolke, daß sie seitwärts abzog und sich in einer fernen Gegend entlud. Außer den beiden Schlägen, die wie aus heiterer Luft gekommen zu sein schienen, machte sich nichts bemerkbar; kein Regentropfen fiel, kein Wind regte sich; die Blitze, die später erfolgten, waren matt wie schwaches Wetterleuchten.

Gabriele blieb zwar bei der Abendtafel, aber sie genoß wenig.

— Bist Du krank? fragte besorgt der Gemahl.

Sie wußte ihn zu täuschen.

— Nein, flüsterte sie lächelnd.

Ach, es war dies ein trauriges Lächeln, ein Lä-

cheln, das Zeugniß ablegte von der tiefen Bekümmerniß der Seele.

— Gehe zur Ruhe! bat der Graf.

Sie nickte zustimmend mit dem Köpfchen.

— Beschäftige Deinen Geist mit heiteren Bildern und zeige mir morgen ein freundliches Gesicht. Ich werde dies als einen Beweis dafür ansehen, daß Du volles Vertrauen in Deinen Gatten setzest.

Otto küßte die Stirn der jungen Frau, bot ihr den Arm und führte sie in das Schlafgemach, das an das Boudoir grenzte. Er selbst zog sich in sein Zimmer zurück.

Henriette kam, um die Nachttoilette der Herrin zu besorgen. Die schlaue Zofe schien es nicht zu bemerken, daß die junge Frau sehr niedergeschlagen war, sie legte das schöne Haar Gabrielens in lose Flechten, brachte das zierliche Nachthäubchen und stellte die Maroquin-Pantoffeln auf die Pelzdecke vor dem seidenen Himmelbette, das wir ein Meisterstück der Tapezierkunst nennen müssen. Unter farbigem Glase brannte eine Lampe, die ein mattgrünes Licht verbreitete. Die Fenster waren von schweren Gardinen verhüllt, die in reichen Falten von der Decke bis auf den Fußboden fielen.

Die Gräfin saß auf einem Polster zur Seite des Bettes.

— Henriette! rief sie leise.

— Sie befehlen, gnädige Frau?

— Hast Du den alten Bettler wieder gesehen, der mich durch das Gitter des Parks anredete?

— Nein!

— Er wollte doch heute zurückkommen ...

— Vielleicht war ihm die Gabe zu klein, die Sie ihm spendeten. Leute dieser Art sind unverschämt, sie mißbrauchen das Mitleid, das sie erregen.

— Der Greis sah zu ehrwürdig aus, zu ergeben in sein hartes Schicksal, als daß ich Deiner Annahme beipflichten könnte.

— Gnädige Frau, ich denke stets das Schlimmste von den Menschen, die ich nicht ganz genau kenne. Seit heute steht meine Ansicht in dieser Beziehung unumstößlich fest ... hätte ich mich durch das bleiche, leidende Gesicht der schwarzen Dame nicht täuschen lassen, ich würde dem Herrn Grafen einen ärgerlichen Auftritt erspart haben.

— Auch Du kennst jene Dame nicht?

— O, ich habe sie nie gesehen!

— Und Du ließest sie eintreten, ohne daß sie ihren Namen nannte?

Weil ihre wirklich auffallende Schönheit mich rührte! Ich würde viel für sie gethan haben, um ihre Thränen zu trocknen.

— Gehe schlafen, Henriette!

Die Zofe entfernte sich; sie wußte, daß ihre anscheinend arglosen Bemerkungen einen Stachel in der Brust der jungen Frau zurückgelassen hatten. Gabriele saß noch lange auf der Ottomane. Der Schmerz, der ihr Inneres durchwühlte, machte sich endlich durch Thränen Luft. Ein Gedanke, der sich ihr aufgedrängt, durchschauerte sie wie Fieberfrost.

— Gott im Himmel, flüsterte sie, gib mir Gewißheit! Die Doppelnatur des Grafen ist mir ein Räthsel; löst es sich, wie ich fürchte ... Nein, es möge ewig ein dichter Schleier darüber ausgebreitet bleiben! Das Verschwinden meines Brautkranzes deutet doch unheilvolle Ereignisse an.

Es war Mitternacht, als sie das Bett aufsuchte.

Wie die Gemahlin, so seufzte auch der Gemahl unter der Last seiner Gedanken. Er ging in seinem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit trat er an das offene Fenster, um die heiße Stirn der kühlen Nachtluft preiszugeben. Bitter lächelnd flüsterte er vor sich hin:

— So weit kann die Rache meines Bruders nicht gehen! Es ist nicht möglich, das Julian einen so schrecklichen Plan entwerfen kann. Der überspannte Mensch ist nicht schlau und nicht schlecht genug. That er es dennoch, so steht ihm eine diabolische Macht zur Seite, und diese ist ... Sabine! Ihr ist die grenzenlose Bosheit zuzutrauen. In den nächsten Tagen muß ich klar sehen, es koste was es wolle.

Bevor der Graf zur Ruhe ging, schrieb er noch eine Stunde.

— Ich bin gerüstet! flüsterte er dann. Soll das Drama meines Lebens jetzt schon abschließen, so ist doch wenigstens meine Ehre gerettet. Er verschloß die beiden Briefe, die er geschrieben hatte.

Adele hatte wie eine Sinnverwirrte die Villa verlassen; sie konnte nicht klar und zusammenhängend denken, ein erschreckendes Bild nach dem andern stellte sich ihrem inneren Auge dar. So war denn auch die letzte Hoffnung, die Spur ihres Kindes zu entdecken, verschwunden. Das Herz der armen Mutter blutete, aber ihr Auge blieb trocken; der Quell der Thränen war versiegt. Der Graf, der Urheber ihres Jammers, hatte sie im strengsten Sinne des Wortes

mit Füßen getreten, sie, die um ihr Kind Flehende. Weiter wußte, weiter dachte sie nichts. Ohne den Weg zu wählen eilte sie weiter. Der Zufall war ihr günstig, sie hatte den rechten Pfad getroffen. Auf der Wiese sank sie nieder; das vom Abendthau feuchte Gras erfrischte ihre Stirne und die kühle Nachtluft milderte ihren heißen Athem. Die Erschöpfte mußte lange ruhen, ehe sie so viel Kraft erhielt, daß sie den schweren Kopf emporrichten konnte. Das Gewitter, das aus Osten heranzog, schleuderte den ersten Blitzstrahl zur Erde nieder. Ein furchtbarer Donner begleitete ihn. Adele erschrak nicht.

— Der Himmel verschont mich gnädig, flüsterte sie vor sich hin; aber die Menschen vernichten mich! Was nütze ich denn noch auf der Erde? Welchen Zweck hat mein Leben, da ich nicht mehr für mein Kind sorgen kann? Und mit dem Fuße hat der perfide Mann mich zurückgestoßen! Diese Schmach ist nicht minder groß als der Frevel, durch den sie mir zugefügt! Und die Vorsehung läßt ihn geschehen, sie rührt das verhärtete Gewissen dieses Edelmanns nicht, der in seinem Uebermuthe die heiligsten Gefühle der Menschenbrust verhöhnt ...

Der zweite Donnerschlag erschütterte die Erde. Adele, die im Grase kniete, stützte sich auf beide

Hände; sie sah zum Himmel empor ... die Sterne über ihr leuchteten in wunderbarer Klarheit und der Aether war tief blau.

— Der Himmel zürnt doch, flüsterte sie, von dem Gefühle der Nichtigkeit durchbebt, das jeden Menschen beschleicht, angesichts der hehren Majestät der Natur.

Der Forst gab dröhnend das Echo des starken Schlags zurück. Das Feld schien für Augenblicke ein donnerndes Meer geworden zu sein, dessen Wogen vom Sturme gepeitscht worden.

Die arme Mutter sah rings um sich; sie gewahrte die schwarze Wolke, die über der Villa schwebte.

— Dort ist es dunkel, dachte sie, während rings der klare Himmel leuchtet! Nein, ich will den Beiden, die unter jenem Dache wohnen, Böses nicht wünschen, denn die junge Frau kann an der Seite eines solchen Mannes nicht glücklich sein, ihr ist ein trauriges Loos beschieden. Aber was bleibt mir denn? Was wartet meiner, die ich nun ganz verlassen bin? Soll ich die segnen, die mir mein Höchstes geraubt haben? Und Sabine, die mich eines Mordes zeiht ... Gott, mein Gott, ich bin ja so elend, daß ich das Leben abwerfen möchte wie eine schwere drückende

Last! Alles, Alles ist dahin! Und noch bin ich den Angriffen meiner Feindin ausgesetzt . . .

Sie versank in tiefes Sinnen.

Plötzlich, wie von Unruhe getrieben, raffte sie sich empor; sie machte einige Schritte der Villa zu, deren erleuchtete Fenster durch die Nacht schimmerten.

— Nein, dorthin nicht! rief sie. Man hat mich schmählich verstoßen aus jenem prachtvollen Hause, das wie in einen Trauermantel gehüllt vor mir liegt! Vielleicht hat dort das Unglück schon seinen Einzug gehalten . . . Es ist ja nicht möglich, Segen kann auf diesem Hause nicht ruhen!

Adele wandte sich und eilte in entgegengesetzter Richtung weiter; sie befand sich nun auf dem Wege, der nach dem Walde zurückführte. Sie kam an dem Strauche vorüber, in dessen Schatten sie den Bettler getroffen hatte. Bald erreichte sie den Forst und das Auge sah den Pfad nicht mehr, auf dem der wunde Fuß wandelte. Die dicht belaubten Bäume wehrten dem Sternenlichte, es konnte nicht durchdringen. Die arme Frau empfand eine Angst, die sie rastlos fort-trieb; jedes Geräusch, das ein Zufall hervorbrachte, oder das sie zu hören wähnte, erschreckte sie. Die Einsamkeit und das Dunkel erfüllten sie mit Furcht, sie war ja zu abgespannt, als daß sie ihre Lage klar

erfassen konnte. Ihre Sinne verwirrten sich. Der brennenden Füße nicht achtend, eilte sie auf dem schmalen Wege weiter, der sie endlich nach dem Forsthause brachte. Sie erschrak vor den beiden erleuchteten Fenstern im Erdgeschosse.

— Wo bin ich? Wer wohnt hier? rief sie aus.

Sie wußte nicht, daß Richard hier wohnte.

Ein großer Jagdhund sprang ihr bellend entgegen.

Adele flüchtete sich auf die breite Fahrstraße, die von dem Forsthause quer durch den Wald zog. Der Hund blieb zurück, sein Bellen ging in ein dumpfes Murren über, das nach und nach verstummte.

Nun war es wieder still unter den riesigen Eichen, die majestätisch ihre Häupter zum Himmel emporhoben.

Die arme Frau blickte zurück.

Das Licht in dem Forsthause war verschwunden.

— Gott sei Dank! flüsterte sie aufathmend. Ich muß die Wohnplätze der Menschen meiden.

Und weiter, immer weiter schwankte sie.

Ihre krankhafte Einbildung schuf erschreckende Bilder. Sabine hatte von Kindsmord und Schaffot gesprochen; diese Worte hörte die Unglückliche, sie sah auch die kleine verwachsene Dame, aus deren hellen

Augen fürchterliche Blicke sprüheten. Das Fieber, das sich ihrer nach so starken Gemüthserregungen bemächtigt, verlieh diesen Bildern einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Die Kräfte des Körpers schwanden immer mehr. Adele brach in der Mitte des Wegs zusammen. Ihre Stirne berührte die harte Erde. So lag sie eine Zeit lang völlig bewußtlos. Es kümmerte sich Niemand um die Unglückliche, der Forst war ja um diese Zeit menschenleer.

Länger als eine halbe Stunde hatte diese unheimliche Stille gewährt, die rings herrschte, als Hufschläge, die rasch näher kamen, sich vernehmen ließen.

Instinktmäßig erwachte Adele; sie begriff die Gefahr, die ihr drohete. Um den Hufen des Rosses zu entgehen, dessen Schnauben sich mit dem Geräusche der starken Tritte mischte, raffte sie sich gewaltsam empor und schwankte zur Seite. Angst und Schrecken verliehen ihr so viel Kraft, daß sie den Weg verlassen und in die Büsche flüchten konnte. Sie wähnte sich noch nicht sicher; immer weiter floh sie ... ein lichter, rings umschlossener Platz nahm sie auf ... hier sank sie an einem Hügel nieder, den ihr wunder Fuß berührte. Es war derselbe Hügel, an dem sie oft gebetet hatte, derselbe Hügel, auf dem sich das

rohe Holzkreuz erhob. Adele erkannte den Ort nicht sogleich; eine Wolke lag vor ihren Blicken, aus der Funken schossen, die wie Bienen sie umschwärmten.

— Ich bin wohl geborgen! dachte sie. Der Reiter wird vorüberziehen.

Sie überließ sich, die Augen geschlossen haltend, der Ruhe, der sie dringend bedurfte.

Aber der Reiter zog nicht vorüber; sein Roß stand still und er selbst stieg ab. Es ließ sich erkennen, daß er das keuchende Thier an einen Baum band.

— Ich bin verloren! flüsterte sie. Man verfolgt mich!

Sie wollte tiefer in das Gebüsch fliehen; wie gelähmt sank sie zurück.

— Gott sei mir gnädig! seufzte sie.

Bei diesen Worten umklammerte sie den Stamm, den sie mit bebenden Händen erreichte. Sie erkannte immer noch die Umgebung nicht, sie wähnte sich auf einem ihr unbekannten Waldplatze.

Die Gestalt eines Mannes kam näher.

Es war der Förster, der aus der Stadt zurückkehrte, wohin ihn Dienstgeschäfte gerufen hatten.

— Ich muß sehen, murmelte er vor sich hin, ob man das Kreuz wieder vernichtet hat.

Zwei Schritte vor dem Hügel blieb er stehen. Er erkannte die schwarze Gestalt, die am Fuße des Kreuzes kauerte.

— Wer ist da? rief er barsch.

— Erbarmen! Erbarmen! jammerte eine matte Stimme. Ich bin keine Verbrecherin!

Richard hatte die Stimme der armen Frau erkannt.

— Und ich bin Ihr Feind nicht, der Sie verfolgt! antwortete er gerührt.

— Wer sind Sie denn?

— Ich bin Richard Hoche, der Förster!

— O, mein Gott!

Nach diesen Worten, die in einem unbeschreiblichen Tone gerufen wurden, war es still. Richard sah, daß Adele neben dem Kreuze niedergesunken war.

— Beruhigen Sie sich, ich stehe Ihnen treulich zur Seite.

Es erfolgte keine Antwort.

Richard trat näher. Als er sich bemühte, die Erschöpfte emporzuheben, neigte sich der Stamm des Kreuzes zur Seite. Er trug die Ohnmächtige auf den Moosplatz unter der Eiche, wo einst Gabriele geruht hatte, als sie zum erstenmal das Kreuz im Walde erblickte. Das vorbeirieselnde Bächlein lieferte das

frische Wasser, das Adelen zum Bewußtsein brachte. Richard nannte wiederholt seinen Namen, um sie zu beruhigen.

— Ach ja, flüsterte sie, nun erkenne ich Sie! Haben Sie Nachsicht mit mir, großmüthiger Mann!

Sie hüllte sich schauernd in ihren schwarzen Mantel.

So saß sie, eine Trauernde, auf dem Moose.

— Wo bin ich denn? fragte sie.

— Bei dem Kreuze im Walde.

— Ein für mich verhängnißvoller Ort!

— Sie werden ihn nie mehr besuchen.

— Ich werde hier die ewige Ruhe finden.

— Nein, Sie werden dem Leben zurückgegeben werden! rief Richard bewegt.

Adele schüttelte schmerzlich das bleiche Haupt.

— Regen Sie nicht Hoffnungen an, die nie in Erfüllung gehen; mir ist mein Ziel gesteckt ... das Grab!

Sie zog schauernd den Mantel fester um die Schultern.

— Betrachten Sie mich als eine Sterbende, fuhr sie fort ...

— Nein, nein! unterbrach sie Richard.

— Sie meinen es so gut, und ich bin dessen unwürdig ... der schwere Verdacht, der auf mir lastet ... Sie müssen sich ganz von mir lossagen, müssen mich dem Loose überlassen, das der Himmel über mich verhängt hat! Sie aber werden noch glücklich werden, so glücklich, wie Sie es verdienen ...

— Beschäftigen Sie sich jetzt mit diesen Gedanken nicht! Sie sind krank, Adele!

— Wohl bin ich es; ein Fieber schüttelt mich!

— So müssen Sie fort von diesem Orte ...

— Ich kann nicht weiter wandern ... dort ist mein Grab, lassen Sie mich hier sterben!

Richard gönnte ihr noch einige Minuten Ruhe; während dieser Zeit erwachte ein Gedanke in ihm, den er rasch zur Ausführung brachte.

— Stützen Sie sich auf meinen Arm, Adele!

— Er hob sie sanft empor.

Sie duldete es wie ein Kind, das sich willenlos der mütterlichen Pflege anvertraut. Ach, ihr Geist war ja umnachtet, sie wußte nicht mehr, was mit ihr geschah. Als Richard bemerkte, daß die Füße Adelens den Dienst versagten, hob er sie mit kräftigen Armen in den Sattel des Pferdes. Nun ging er so neben ihr, daß sie sich auf seine Schulter stützen konnte. Beide sprachen kein Wort. Nach einer Viertelstunde

kam der Zug bei dem Forsthause an. Frau Hoche, die am Fenster wartete, kam rasch in den Hof.

— Frage nicht, Mutter, sagte Richard; hier ist Hülfe vonnöthen!

Man brachte die Kranke in das Forsthaus, das sie nie wieder verlassen sollte. — — —

10.

Der alte Graf.

Es war mitten in der Nacht. Die Glocken der Stadt hatten ein Uhr angezeigt. Tiefe Stille herrschte in den Gärten und in den Landhäusern, die den Gürtel der weiten Residenz bildeten. Die Promenaden waren wie ausgestorben, nur selten hörte man die Schritte eines spät Heimkehrenden. Hier und dort leuchtete eine Gaslaterne, bei deren Schein das Grün der Blätter an den nächsten Bäumen deutlich hervortrat. Den Gärten entströmte ein lieblicher Blumenduft, den ein kaum merkliches Lüftchen in die stillen Alleen trug. Um diese Zeit stand ein Mann an dem Gartengitter der Wittwe Lobau; er suchte und fand den Glockenzug, den er in Bewegung setzte. Fünf Minuten später öffnete Drude, die Magd, die Thür.

— Ist Madame schon zur Ruhe gegangen?

— Nein, Herr Vetter!

Man hatte der einfältigen Magd befohlen, den

Gast so zu nennen. Dieser war, wie der Leser wohl schon erräth, kein Anderer als der Graf Julian von Ravenstein. Er eilte, während Drude die Thür schloß, dem Hause zu. Zwei Fenster des ersten Stocks waren noch matt beleuchtet. Das Licht schimmerte durch herabgelassene grüne Rouleaux. Julian betrat die Hausflur und stieg die Treppe hinan, auf deren oberster Stufe die Wittwe mit einer brennenden Kerze stand. Aurelie trug schon das Nachtkostüm. Die breiten gelben Bänder der weißen Flügelhaube, die sie mit besonderer Sorgfalt pflegte, umflatterten ihre vollen Wangen.

— Wie steht es, Vetter?

— Ich glaube . . . gut!

Beide betraten das Zimmer.

— Sie glauben? fragte gespannt die Wittwe.

— Diesen Morgen früh haben wir den Vater begraben.

Aurelie setzte die Kerze auf den Tisch.

— So ist der Alte seinen Leiden endlich erlegen!

Julian warf sich auf das Sopha.

— Es war die höchste Zeit, sowohl für ihn als für mich!

— Ist ein Testament vorgefunden?

Der Graf seufzte tief und schwer.

— Leider nein!

— Mein Gott!

— Der Gerichtsamtmann versicherte, daß der Kranke nie testirt hat.

— Was geschieht nun?

— Ich bin betrogen, schmählich betrogen! rief Julian schmerzlich. Es war ein Testament vorhanden, aber man hat es unterschlagen. Der Gerichtsamtmann handelt zu Gunsten Otto's ... Wäre ich, statt Gabrielen nachzulaufen, am Krankenbette des Vaters geblieben, so stünden die Dinge anders.

Die Wittwe betrachtete staunend den Grafen, der völlig abgespannt auf dem Sopha lag. Auf ihre Fragen antwortete er kurz:

— Erlassen Sie mir die Mittheilung der Einzelheiten; der Kern der Sache ist, daß ein Testament, wie ich es gewünscht, fehlt. Auch der Vater hat mich betrogen. Otto erbt als Erstgeborener und ich werde mit einer Rente abgefunden.

— Wie schändlich! flüsterte Aurelie.

— Es ist unerhört.

— Otto ist durch seine Frau schon ein steinreicher Mann ... Jetzt fällt ihm noch das väterliche

Erbe ungeschmälert zu ... Der aufgeblasene Mensch ist ein wahrer Glückspilz.

Julian hatte lange zur Decke emporgeblickt.

— Er soll sich seines Glücks nicht sonderlich erfreuen, murmelte er leise vor sich hin; ich besitze furchtbare Mittel, es ihm zu zertrümmern.

Die Wittwe hatte sich zu ihm gesetzt.

— Vetter, Otto's Glück ist ja schon halb zertrümmert.

Und der Vetter lächelte wie ein Wahnwitziger.

— Ja, ja! Es war doch gut, daß ich ihrem Rathe folgte.

— Nun bleibt Ihnen noch das Duell ... dringen Sie auf die Erfüllung desselben und Sie werden das Ziel erreichen.

— Wäre das Duell nicht, ich würde wahnsinnig werden. Otto hat mich um die Braut und um das Vermögen betrogen ... ich muß ihn vernichten, ein Ausgleich ist nicht möglich!

— Und wenn er sich Ihnen nun als Wohlthäter naht?

— Ich verschmähe seine Wohlthaten!

— Sprechen Sie nicht mehr davon, es regt Sie auf, Vetter.

— O, ich bin ruhig, da mir eine letzte Hoff-

nung bleibt; und dafür, daß mich Gabriele nicht verschmäht, ist gesorgt ... sie muß meine Frau werden ...

Aurelie lächelte boshaft.

— Ah, Vetter, hätten Sie meinen Rath nicht befolgt, Sie würden die schöne Gabriele heute nicht in Ihrer Gewalt haben. Denken Sie nur meiner, wenn Fortuna das Füllhorn über Sie ausschüttet; ich habe für Sie gedacht und theilweise auch für Sie gehandelt.

Der Vetter reichte der Tante die Hand.

— Das soll geschehen. Nun gute Nacht; ich bedarf der Ruhe.

Aurelie küßte ihm die bleiche Stirn!

— Gute Nacht, glücklicher Vetter! Sie haben Glück im Unglück ... gute Nacht!

Sie zog sich zurück.

— Glück im Unglück; wiederholte der Graf. Es ist wahr, mir bleibt noch gegründete Hoffnung, den tückischen Bruder aus dem Felde zu schlagen. Bah, das Leben wäre ein Elend, wenn Reichthum und Liebe es nicht verschönten. Ich habe viel, ich habe gerade genug gelitten, um endlich Ruhe zu finden. Wie schmählich bin ich von dem Vater und dem Bruder behandelt ... sie wollen mich hinaus-

stoßen in die Welt wie einen Hund, der kaum der Beachtung werth ist ... Aber dieser Hund widersetzt sich, er fletscht die Zähne und beißt um sich!

Nachdem er noch eine Viertelstunde gegrübelt hatte, suchte er das Bett auf. Am nächsten Morgen war seine erste Beschäftigung, daß er einen Brief schrieb. Aurelie selbst brachte ihm den Kaffee.

— Lesen Sie, Tante! sagte Julian, kalt auf den Schreibtisch deutend.

Die Wittwe nahm das Papier und las:

„Der alte Graf von Ravenstein ist todt; Sie werden als Mann von Ehre handeln und die Bedingungen des eingegangenen Duell's erfüllen. Es bleiben Ihnen drei Tage Frist ... erhalte ich nach Ablauf derselben nicht die Gewißheit, die zu fordern ich berechtigt bin, so treffen Sie die Folgen der Wortbrüchigkeit. Julian, Graf von Ravenstein."

Aurelie lächelte Beifall.

— Recht so! rief sie aus. Männliche Energie führt stets zum Ziele. Nun frühstücken Sie und warten Sie ruhig den Verlauf der Dinge ab. Ich übernehme die Besorgung des Briefs.

— Sie haben doch einen zuverlässigen Boten?

— Kümmern Sie sich nicht um den Boten, ich weiß, was ich thue.

Aurelie verließ das Haus; sie ging durch den Garten nach der Hecke und suchte die kleine Lichtung auf, die ihr die Korrespondenz mit dem Nachbar vermittelte. Der Nachbar war schon am Platze, er ging, völlig angekleidet, in dem schmalen Wege auf und ab. Seiner kurzen Meerschaumpfeife, die er pathetisch in der Hand trug, entströmten blaue Wolken, die langsam in der stillen Morgenluft verschwammen.

— Guten Morgen, Herr Nachbar!

Der Hofrath von Löwenhorst hörte nicht gleich diesen zärtlich geflüsterten Gruß, denn er dachte über große Pläne nach, die er, als ein feiner Diplomat, der Verwirklichung nahe wähnte.

Aurelie wiederholte lauter ihren Gruß.

Löwenhorst trat rasch an die Ecke.

— Ah, meine verehrte Nachbarin, wie sehnsüchtig habe ich Sie erwartet.

Er küßte die fleischige Hand, die sich durch die Blätter streckte.

— Armer Freund!

— Wohl bin ich arm, wenn ich Sie nicht sehe!

— Ich wäre gern auf den Flügeln des Windes zu Ihnen geeilt . . .

— Was hinderte Sie, liebe Freundin?

— Die Sorge um den trauernden Vetter.

— Ja, ja, der alte Graf ist todt.

— Sie wissen es schon?

— Seit gestern Mittag; ich kam zu spät aus der Stadt zurück und konnte mich mit Ihnen nicht in Korrespondenz setzen.

— Hier ist ein Brief an Otto von Ravenstein.

Die Wittwe verständigte den Hofrath über den Zweck desselben.

Der Alte murmelte mit großer Genugthuung:

— Elias soll das wichtige Schreiben auf der Stelle befördern. Ehe der Gemahl der schönen Gabriele zur Mittagstafel geht, wird er die Anweisung auf den Tod in den Händen haben.

— Freund, die Katastrophe steht vor der Thür, es ist bis jetzt Alles nach Wunsch gegangen; ich zweifle indeß, daß Otto ohne weiteres zum Pistol oder zum Giftfläschchen greift, um seinen Bruder in den Besitz von Gütern zu setzen, die ihn selbst so glücklich machen.

Christian von Löwenhorst blies gemächlich den Rauch aus, den er in seinem großen Munde angesammelt hatte. Dann entgegnete er im Tone der Ueberzeugung:

— Otto muß das Duell ausfechten, wenn er

nicht der Lächerlichkeit anheimfallen will, die ebenso vernichtend ist als die Ehrlosigkeit und Feigheit.

— Aber nehmen wir den Fall an, daß er sich weigert . . .

— Gut, nehmen wir ihn an.

— Was beginnen wir?

Der Hofrath lächelte so schlau als es ihm möglich war. Indem er die Hand an die Wange der Wittwe legte, flüsterte er:

— Zunächst lassen wir Beide uns trauen. Die schöne Wittwe Lobau wird Hofräthin von Löwenhorst.

Und die schöne Wittwe lächelte so verschämt als es ihr möglich war.

— Die Trauung kann ohne Hindernisse vollzogen werden, meinte sie. Wir sind ja Beide selbstständig . . .

— Und fest in unsern Vorsätzen und Entschlüssen, fügte der Diplomat hinzu.

— Was geschieht nach der Trauung?

— Dann bleibt uns nichts als Julian gegen eine entsprechende Summe das Testament des alten Grafen zu übergeben . . .

— Ah, Freund, was sagen Sie da!

— Die Wahrheit.

— Aber das Testament?

— Ich habe es von der Reise mitgebracht . . .

— Und das erfahre ich erst heute? rief die Wittwe erstaunt.

Löwenhorst machte einige starke Züge aus seiner Pfeife.

— Wir Diplomaten wählen stets die geeignetste Zeit zu unseren Eröffnungen; heute bewirke ich Freude, indem ich Zweifel verscheuche . . . Außerdem war mir zur Pflicht gemacht, nur dann erst zu reden, wenn der kranke Graf gestorben sei. Er ist gestorben, und ich rede, natürlich nur zu Ihnen. Mann und Weib verfolgen stets dasselbe Interesse . . . wir können uns als Eheleute betrachten, da wir uns verlobt haben . . . Also hören Sie: Als ich am Krankenbette erschien, war der Graf sehr erfreut . . . unsere intimen Beziehungen hatte eine diplomatische Affäre unterbrochen, deren Erörterung nichts zur Sache beiträgt . . . Ich reichte dem Kranken die Hand und versicherte auf's Neue, daß ich stets sein Freund gewesen sei . . . Mein Besuch solle dies bestätigen. Indem er von seinen Söhnen sprach, beklagte er sich über Undankbarkeit und Pflichtvergessenheit . . . Otto habe ein bürgerliches Mädchen geheirathet und Julian habe ihn, den Kranken verlassen, um sich in den Strudel der

Vergnügungen zu stürzen ... Der alte Sonderling war empört über die Rücksichtslosigkeit seiner Kinder.

— Mit Recht! rief die Wittwe.

— Dem Otto hatte er den Zutritt verweigert, seine Entrüstung über die Mesalliance desselben war zu groß ... Julian konnte nicht reisen, Sie, meine Liebe, oder vielmehr „Wir" hielten ihn zurück. Es war dies ein diplomatischer Coup, den wir nicht unterlassen durften.

Aurelie nickte beifällig mit dem Kopfe.

— Julian, flüsterte sie, wäre auch nicht gegangen; hatte ich doch Mühe, ihn zur Reise zu bewegen, als die Nachricht eintraf, der Vater liege in den letzten Zügen. Erzählen Sie weiter, mein Bester!

— Der alte Graf wollte auf seinem Stammschlosse sterben; ich begleitete ihn aus dem Bade dorthin. Wir machten die Reise in einem mit Betten bepackten Wagen. Mehr als einmal glaubte ich, der Kranke würde unterwegs sterben; wir erreichten jedoch glücklich das Ziel. Mitten in der Nacht ließ mich der Kranke rufen. „Freund, sagte er, Du bist ein kluger und aufrichtiger Mann, ich segne, daß Du gekommen bist ... hilf mir meine letzten Angelegenheiten ordnen. Wären meine Söhne wohlgerathen, so würde ich ohne Schmerz aus der Welt scheiden;

nach Lage der Dinge sterbe ich elend und jammervoll. Auch Julian hat seinen Adel vergessen, er liebt ein bürgerliches Mädchen, die Adele Kron heißen soll ... hier ist ein Brief von ihr, in dem sie ihn beschwört, er möge ihr die Ehre retten."

— Mein Gott, rief erstaunt die Wittwe. Wie war der Graf zu dem Briefe gekommen?

— Ich weiß es nicht. Ein zweiter Brief, den ich vorfand, war von Julians Hand geschrieben; er beschwor die Geliebte, zu warten bis der Vater gestorben sei ... Wie gesagt, der Alte war außer sich, vernichtete ein schon vorhandenes Testament und machte im Beisein des Gerichtsamtmanns ein zweites, wonach Julian eine kleine Rente erhalten sollte, im Falle er jene Adele zu seiner Frau machte. Beide Söhne sind auf das sogenannte Pflichttheil beschränkt, das nur eine geringe Summe repräsentirt. Ich soll nun die pünktliche Vollziehung des Testaments überwachen, ohne Julian zu beeinflussen. Zeigt er sich als ein echter Edelmann, so fällt ihm, wenn er seine Hand einer aristokratischen Dame gereicht hat, das ganze Vermögen zu ... so stehen die Dinge. Ich bin mit der erforderlichen Vollmacht ausgerüstet und werde meine Schuldigkeit zu thun wissen.

Nach kurzer Pause fragte die Wittwe:

— Wer erhält das Vermögen, wenn Julian seiner Neigung zu Gabrielen folgt?

Der Hofrath machte ein diplomatisches Gesicht, das heißt, er zog die Unterlippe über die Oberlippe, wiegte dabei das dicke Haupt und murmelte schmerzlich:

— Der Staat!

— Ich aber bin die einzige Verwandte des todten Grafen . . .

— Sie werden eine kleine Pension erhalten, liebe Freundin, deren Höhe ich nicht kenne. Glauben Sie nur, ich habe eifrig für Sie gesprochen . . . Aber trösten Sie sich, für meine Gattin ist reichlich gesorgt . . . Ich habe einfach und schlicht gelebt, um zu sparen . . . Auch wird die erste Lebensversicherung des Landes meiner Wittwe eine schöne Summe auszahlen . . .

— Christian! seufzte die Dame.

— Aurelie! seufzte der Kavalier mit der Meerschaumpfeife.

— Wir werden in Einer Stunde sterben! Ich will die Lebensversicherungssumme nicht!

— Wie Gott es fügt, meine Liebe; aber wie es auch kommen möge . . . ich habe meine Pflicht gethan!

Beide traten so nahe an den Zaun, daß sie sich küssen konnten.

Der Hofrath war wie elektrisirt von dem Kusse.

— Die Scheidewand muß fallen! rief er.

— Sie falle! lispelte die Wittwe, indem sie den zärtlichsten Blick auf den Galan warf.

— Du meine angebetete Aurelie!

— Du, mein innigst geliebter Christian!

Sie küßten sich noch einmal.

Dann trennten sie sich.

Zehn Minuten später verließ Elias den Garten; er miethete sich eine Droschke und fuhr nach der Villa des Grafen Otto von Ravenstein.

Der Hofrath stand vor seinem Landhause.

— Das Geschäft geht über Erwarten gut! murmelte er lächelnd vor sich hin. Der alte Graf war ein Tropf und seine Zwillingssöhne sind Narren vom reinsten Wasser. Es liegt dies in der Familie, die von jeher eine exclusive Stellung in der Gesellschaft einnahm. Man kann mit Recht sagen, daß der alte Graf an gekränktem Ehrgefühle gestorben ist. Der gute Mann empfand noch eine Art Trost, als ich ihm meine Verlobung mit der Wittwe erklärte ... nach seiner Ansicht ist doch wenigstens eine aristokratische Seele vor dem Untergange gerettet. Aurelie

wird dadurch wieder ehrlich, daß sie den Namen Lobau verliert und eine Löwenhorst wird ... dafür erhält sie das Stammschloß und ein schönes Kapital ... Statt des gräflichen Wappens wird nun bald mein Löwe über dem Schloßthor prangen und ich fahre als ritterschaftlicher Grundbesitzer in die Grube. Die beiden jungen Grafen, so hoffe ich, werden sich schon die Hälse brechen ... sie sind ja Edelleute.

Aurelie fand den Vetter eingeschlafen; er lag angekleidet auf dem Sopha.

— Schlafe nur, mein Bester, flüsterte sie, wir, ich und der Nachbar, wachen über Dich! Kommt das amerikanische Duell, das der Blödsinn erfunden, zur Ausführung, und wird Gabriele, die nichts verschmähen darf, um ihre Ehre zu retten, Deine Frau, so ist Dein väterliches Vermögen dahin ... Wie bleich er aussieht, der arme Mann ... Wahrlich, er ist ein Opfer sinnloser Leidenschaften, man sollte ihn eigentlich beklagen. Seine Mutter war ebenfalls eine schwache Frau, ich habe sie mehr als einmal für wahnsinnig gehalten, vorzüglich als die Zwillinge das Licht der Welt erblickten ... Gott habe sie selig ...

Sie zog die Fenstervorhänge vor dem Rouleau zusammen, um die Wirkung des Sonnenlichts so viel als möglich abzuschwächen. Nachdem sie noch einen

Blick auf den Schläfer geworfen und leise geflüstert hatte: „es muß auch solche Narren in der Welt geben," schlich sie aus dem Zimmer und schloß die Thür geräuschlos hinter sich. In einem Gemache des Erdgeschosses vollendete sie die Toilette für den Tag. Zufrieden lächelnd stand sie vor dem Spiegel.

— Ich werde als Hofräthin nicht übel sein! dachte sie. Eine Dame von Distinction muß sich eines gewissen Embonpoints erfreuen, wenn sie mit Aplomb auftreten will. Die Frauen, die sich von mir zurückgezogen, werden bald wieder erscheinen ... dann sollen sie die stolze Hofräthin finden, die es unter ihrer Würde hält, zu grollen. Beneiden werden sie mich, und das ist Alles, was ich will. Christian ist kein Adonis, das leuchtet auf den ersten Blick ein; aber er besitzt ein schönes Vermögen und einen uralten Adel ... Ich werde schon sorgen, daß wir die letzten Tage unseres Lebens auf noblem Fuße verbringen. Der Staat oder eine milde Stiftung soll uns nicht beerben.

11.

Ein alter Bekannter.

Der Bankier Roland hatte das Kabinet betreten, in dem er zu arbeiten und Besuche zu empfangen pflegte. Die Thür, die zu einer Art Vorzimmer führte, stand offen. Um in dieses Vorzimmer zu gelangen, mußte man einen kleinen Saal durchschreiten, in welchem zehn bis zwölf Commis, meist junge Leute, arbeiteten. Neben diesem Arbeitssaale befand sich die Kasse, ein kellerartiges Gewölbe, das der ganzen Länge nach durch einen eigenen Zahltisch in zwei Hälften getheilt ward. Hinter dem Zahltische arbeitete der Kassirer mit zwei Gehülfen. An den Wänden sah man große und kleine Eisenschränke, dessen starke Thüren halb geöffnet waren. Drahtkörbe und Holzmulden, gefüllt mit Gold- und Silberstücken, standen auf schweren Tischen zwischen den Schränken. Von der Hausflur führte eine Thür direkt in die Kasse.

Ein alter Mann, schlicht und anständig gekleidet, trat ein. Wie von Ehrfurcht erfüllt entblößte er das

Haupt, als er den aufgestapelten Mammon erblickte. Hier lagen Hunderttausende in allen Münzen und Papiersorten Europa's, denn Roland war auch Geldwechsler.

— Was wünschen Sie? fragte ein Commis, indem er sich über den Zahltisch neigte, den Fremden, der sich im Anschauen des Geldes verloren zu haben schien.

— Ach ja, antwortete mit einem traurigen Lächeln der Greis, ich bin ja nicht zum Staunen hier, sondern in einer Geschäftsangelegenheit. Dies ist das Kassenzimmer?

— Ja, mein Herr.

— Wo finde ich Herrn Roland?

— In seinem Kabinet.

Der Commis sah den Alten verwundert an. Nach kurzer Pause fragte er:

— Wollen Sie Herrn Roland selbst sprechen?

— Ja!

— Sollten Sie indeß ein Geschäft gewöhnlicher Natur ordnen wollen, so können Sie sich auch an den Herrn Kassirer wenden . . .

— Bitte, ich muß Herrn Roland selbst sprechen! rief hastig der Greis.

— Unser Chef ist stets mit Arbeiten überhäuft . . .

— Er wird wohl einige Augenblicke für mich übrig haben.

Eine ungewöhnliche Erregtheit, als ob er fürchtete, abgewiesen zu werden, drückte sich in dem ganzen Wesen des seltsamen Alten aus, der seinen grauen Tuchrock fest zuknöpfte und mit der Hand die Brust betastete.

Der Kassirer, ein Mann mit ergrautem Haare und sehr ernsten Mienen, mischte sich in das Gespräch.

— Ist es nöthig, fragte er, daß Sie Herrn Roland jetzt sprechen?

Der Alte lächelte.

— Ihre Frage setzt mich in Verwunderung; wenn ich Herrn Roland zu einer anderen Zeit sprechen wollte, wäre ich zu einer anderen Zeit gekommen. Stoßen Sie sich nicht an meine bescheidenen Kleider; ich bin ein Geschäftsmann wie jeder Andere, der Zutritt erlangt . . .

— Gut; nennen Sie mir Ihren Namen.

Der Greis zögerte.

— Wenn Sie mit mir, fuhr der Kassirer fort, ein gewöhnliches Kassengeschäft nicht abzumachen haben, so finden Sie mich bereit, Sie meinem Chef zu melden. Der hergebrachten Ordnung gemäß muß ich Ihren Namen und Charakter nennen . . .

Der Fremde hatte einige Augenblicke überlegt.

— Natürlich, natürlich! rief er aus. Ich bin der Negociant Georg Hagenwald aus New-York. Das hätte ich Ihnen sofort sagen können ...

Nun wartete er mit Spannung auf die Antwort.

Der Kassirer sandte einen Commis ab.

— Ah, sagte er dann, Sie sind ein Amerikaner?

— Ein Deutsch-Amerikaner, mein Herr.

— Und kommen in Geschäften nach Europa zurück?

— In sehr wichtigen Geschäften.

Ein Herr trat ein, grüßte und überreichte ein Papier. Der Kassirer, der es gelesen, gab es mit den Worten zurück:

— Ich bitte, quittiren Sie! Dort liegt eine Feder.

Während der Herr quittirte, legte der Kassirer eine Anzahl Banknoten auf den Zahltisch.

— Sechstausend Thaler! rief er laut.

Der Herr überreichte die Quittung, zählte nach, nahm das Geld und ging. Die Abwickelung des ganzen Geschäfts hatte kaum fünf Minuten in Anspruch genommen. Georg Hagenwald sah dem Herrn mit einer Miene nach, als ob er sagen wollte: „Glücklicher Mann, ich beneide Dich um Deinen Schatz!“

Der Commis kam mit der Nachricht zurück, daß Herr Hagenwald erwartet werde.

— Mein Herr, bat der Deutsch-Amerikaner, sorgen Sie, daß ich für längere Zeit mit Herrn Roland sprechen kann ... Mich führt ein Geschäft zu ihm, das nicht so rasch abgethan ist als die Auszahlung eines Wechsels.

Nun folgte er dem Commis, der ihn durch den Arbeitssaal in das Kabinet führte.

Der Kassirer schüttelte den Kopf und meinte lächelnd:

— Diese Amerikaner sind seltsame Leute; ich habe nicht gern mit ihnen zu schaffen.

Neue Kunden erschienen, die die Thätigkeit des Geldmanns in Anspruch nahmen.

Georg Hagenwald stand vor dem Bankier, der ihn forschend ansah.

— Mein Herr, begann er, gestatten Sie mir, daß ich die Thür schließe.

Roland, der stolze Geld-Aristokrat, fragte verwundert:

— Warum, mein Herr?

Der Alte antwortete, langsam lächelnd:

— Weil ich voraussetze, daß Sie Ihren Leuten einen Blick n das Geheimbuch nicht gestatten.

Der Bankier legte die Feder, die er in der weißen Hand hielt, auf das elegante Arbeitspult.

— Ich verstehe Sie nicht!

Der Fremde hatte die Thür, die zu dem Vorgemach führte, leise und vorsichtig geschlossen.

— Sie werden mich schon verstehen! flüsterte er geheimnißvoll. Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als mich mit Ihnen zu verständigen. Zu diesem Zwecke habe ich eine sehr weite Reise unternommen, habe mit Mühseligkeiten mancherlei Art gekämpft, habe mich ... durchgebettelt!

Roland trat einen Schritt zurück und fragte barsch:

— Was wollen Sie?

— Den Alten in zerlumpten Kleidern hat man draußen abgewiesen; er konnte bis in dieses Heiligthum nicht vordringen ... Jetzt aber, da er einen leidlich anständigen Rock trägt, ward ihm die Thür geöffnet. Und diesen Rock hat er erbettelt! Hätte er ihn gestohlen, er würde dieselbe Wirkung hervorgebracht haben.

— Sie sind nicht bei Sinnen!

Der Bankier wollte nach dem Glockenzuge greifen, dessen seidene Quaste über dem Arbeitspulte hing.

— Bitte, lassen Sie Ihre Leute in Ruhe; es ist nicht wohlgethan, daß wir vor Zeugen verhandeln.

— Ich werde mich eines Wahnsinnigen oder eines Unverschämten entledigen!

Roland zog wirklich die Glocke.

Der Fremde trat rasch näher und zischte ihm in's Gesicht:

— Ist Georg Kron ein Wahnsinniger?

— Mein Gott!

— Ist Georg Kron ein Unverschämter?

Ein Diener trat ein.

— Schon gut! rief der Bankier, der mühsam nach Fassung rang.

Der Diener entfernte sich.

Die beiden Männer standen mit ernsten Mienen einander gegenüber.

— Ich bin, begann Georg zitternd, in der festen Absicht gekommen, mit Dir ohne Aufsehen zu verhandeln; Du hast mir zwar ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, hast mich um Vermögen und Ehre gebracht, aber ich bin dennoch zu einem friedlichen Ausgleich geneigt, weil ich sehe, daß Du im Stande bist, mir mein Vermögen zurückzugeben. Habe ich dies, so findet sich die Ehre von selbst ... Vor vierundzwanzig Jahren zwangst Du mich, die Flucht zu ergreifen ... Du kennst die Mittel, die Du angewendet ... mir blieb die Wahl zwischen schleuniger

Entfernung oder Zuchthaus ... Ich konnte nicht einmal mein sechsjähriges Kind mit mir nehmen, mußte mit Schimpf und Schande beladen ein Schiff zu erreichen suchen, das mich nach dem fernen Amerika brachte. Was ich dort erlitten, läßt sich nicht beschreiben ... Mehr als die Noth peinigte mich der Gedanke: Du bist gebrandmarkt, Du sollst ein Wechselfälscher sein!

— Und Du bist es! rief Roland.

Georg zuckte heftig zusammen.

— Wahre Deine Zunge! murmelte er bestürzt.

— Den Freund hast Du betrogen, mich hast Du betrügen wollen! Und selbst jetzt trittst Du als Betrüger auf, denn Du führst einen Namen, der Dir nicht gebührt. Ich schäme mich der Zeit, in der Du mein Kompagnon warst ...

— Halt ein, halt ein! stöhnte Georg, die Hand ausstreckend. Das Glück und die Jahre haben Dich nicht gebessert, ich sehe ein, daß ich die Jugendfreundschaft vergessen und Dich behandeln muß, wie Du es verdienst. Du hast mir die Stellung angewiesen, die ich Dir gegenüber einnehmen soll. Deine Spekulation, Du Schlauer, ist für diesmal falsch ... ich lasse mich durch ein Gespenst nicht mehr in die Flucht schlagen ... Ich bleibe fest wie ein Mann, der das gute Recht

für sich hat, der Jedem offen in das Auge schauen kann. Nein, ich bin kein Betrüger!

— Du bist es! rief Roland, dessen Augen blitzten. Ich thue ein Uebriges, wenn ich Dich nicht sofort verhaften lasse. Wer hat dafür gesorgt, daß Dir Zeit zur Flucht blieb? Ich war es! Auch heute will ich der Jugendfreundschaft eingedenk sein, will mich Deiner erbarmen und Dir Subsistenzmittel geben ... Die Verzweiflung hat Dich in die Heimath zurückgetrieben ... hier sind dreitausend Thaler ...

Der Bankier griff an den Schlüssel, der in seinem Arbeitspulte stak.

Georg Kron schüttelte das kahle Haupt.

— Nicht die Verzweiflung hat mich zurückgetrieben, nein, die Vorsehung hat es mir gestattet, daß ich dem Drange des Vaterherzens folgen und die Heimath wieder betreten konnte. Ich bin arm, von allen Mitteln entblößt ... aber das mir zugedachte Almosen verschmähe ich ... Die Zeit des Elends ist nun vorüber ... In Deinem Bankhause stehen dreimalhunderttausend Thaler, die ich sammt Zinsen zu erheben gedenke.

Roland starrte den ehemaligen Kompagnon an.

— Mensch, murmelte er, Du hast wirklich den Verstand verloren! Hüte Dich vor einer Kriminal-

Unterſuchung, Deine Prozeßakten ſind noch nicht geſchloſſen! fügte er drohend hinzu.

Georg ſah ſich nach einem Stuhl um.

— Du haſt mir, dem ſchwachen Alten, der oft Nachts unter freiem Himmel geſchlafen, noch kein Ruheplätzchen angeboten ... ich nehme es mir, aus Rückſicht auf Dich, denn Du mußt mich hören.

Er ließ ſich nieder. Den grauen Hut hielt er auf den Knieen.

Der Bankier äußerte kein Wort; aber er biß die Lippen zuſammen und ſah den unheimlichen Gaſt mit finſtern Blicken an.

Nachdem Georg tief Athem geſchöpft, begann er:

— Als wir uns verbanden, ein Bankhaus zu gründen, hatten wir Beide über nur kleine Kapitale zu verfügen; aber wir erfreuten uns eines Kredits, der ein hübſches Vermögen aufwog. Wohl erſonnene Spekulationen und ein wenig Glück mußten uns empor bringen. Wir bauten vielleicht zu ſtark auf das uns geſchenkte Vertrauen und auf unſere Kenntniſſe ... Immerhin, das Bankhaus „Kron und Roland“ war eröffnet und machte anfangs gute Geſchäfte. Es ließ ſich auf kühne Spekulationen ein, die mehr Kapital erforderten, als es beſaß. Aber das Glück war ihm günſtig; einige Unternehmungen brachten reichen

Gewinn. Dieser Umstand vermehrte unseren Kredit ... Privatleute vertrauten uns ihr Vermögen an, mit diesem setzten wir die Spekulationen fort. Ich sprach oft dagegen, fremder Leute Eigenthum so kühn preiszugeben; mein Kompagnon ließ sich nicht beirren, er spottete meiner peinlichen Vorsicht und wies mich endlich mit harten Worten zurück. Das freundschaftliche Verhältniß ward dadurch gelockert, es entstand oft Streit ...

— Wozu das? unterbrach ihn Roland. Ich kenne jene traurigen Verhältnisse zur Genüge.

— Bis dahin, ja! Du weißt auch, daß Franz Leimau uns beauftragte, für ihn eine Erbschaft zu erheben, die, aus einem überseeischen Lande stammend, in Amsterdam deponirt war; wir gaben ihm, dem Bedrängten, Vorschüsse darauf ... er dagegen, uns völlig trauend, verpfändete seine Ansprüche. Und warum sollte er auch nicht, da das Haus Kron und Roland ein wohl renommirtes war? Der leichtsinnige junge Mann lebte herrlich und in Freuden, während wir sein Geschäft besorgten. Ich ward dazu ausersehen, eine Reise nach Amsterdam zu machen. Das Geschäft ward geordnet und ich kam mit guten Wechseln zurück, die theils auf gute Bankhäuser hiesiger Stadt ausgestellt waren. Diese Wechsel legte ich in

unserem Geschäfte nieder. Zur Verfallzeit wurden sie präsentirt und es fand sich, daß die Wechsel falsch waren. Ich hatte sie gebracht ... das Haus Diek und Compagnie in Amsterdam behauptete, unter Vorzeigung meiner Quittung, es habe mir den Betrag in guten englischen Banknoten und nicht in Wechseln ausbezahlt ... Ich also hatte die Wechsel gefälscht und die Banknoten für mich behalten ... Um jene Zeit war mir die Frau gestorben ... die Gemüthsstimmung, in der ich mich befand, machte mich feig, die gegen mich erhobene Anklage trieb mich zur Verzweiflung ... ich ging auf den Vorschlag meines Kompagnons ein, nahm eine kleine Summe und flüchtete bei Nacht und Nebel aus der Stadt, aus dem Lande ... halb wahnsinnig erreichte ich Amerika ... die Sorge für mein Leben ließ mich nicht zum ruhigen Nachdenken kommen ... In deutschen Blättern fand ich die Anzeige von dem gräßlichen Betruge, den ich verübt haben sollte; das Kriminalgericht hatte Steckbriefe erlassen, da Diek seine Aussage beschworen ... Aber nicht die Wechsel waren falsch, sondern meine Quittung ... Drei Jahre lebte ich von der kleinen Summe, die Freund Roland mir geschenkt; ich wollte den letzten Rest benutzen, um nach Europa zurückzukehren, mich dem Gerichte zu stellen und meine

Unschuld zu beweisen. Schon war ich am Hafen in New-York ... Da fällt mich wüthend ein Mensch an ... es war Franz Leimau; nur unter dem Beistande gutmüthiger Leute konnte ich mich seiner erwehren ... nach einiger Zeit ward er ruhiger und wir verständigten uns. Ich erbot mich, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren und eine neue Untersuchung der Sache zu beantragen. Er gestand mir, daß er leichtsinnig Betrügereien verübt und habe flüchten müssen, um dem Zuchthause zu entgehen. Demnach hatte er nur kleine Summen von der Erbschaft erhalten, deren Incasso er dem Hause „Kron und Roland" übertragen. Auch ihm hatte Christian Roland gesagt: hier ist Geld, verlassen Sie Europa. Mehr zu zahlen hatte er sich geweigert, da er die gültige Cession der Erbansprüche besaß. Ich also mußte mit den Banknoten entwichen sein. Sieht so ein Mensch aus, fragte ich den Flüchtling, der dreimalhunderttausend Thaler besitzt? Franz Leimau glaubte an meine Schuldlosigkeit, aber er konnte nichts für mich thun als mir den Rath zu ertheilen, nicht in die Heimath zurückzukehren, da ich dort als ein raffinirter Betrüger allgemein verdammt werde. So wanderten wir denn nach dem Innern des großen Reichs und fristeten unser Leben durch schwere Arbeit. Traurige Jahre

verflossen, ich ward vor der Zeit alt, und der, den ich betrogen haben sollte, mit mir. Er sah es wohl, daß ich ein ehrlicher Mann war. Wir saßen oft in später Nacht noch bei einander und überlegten, was zu thun sei ... es ließ sich kein Mittel finden, uns zu unserem Rechte zu verhelfen. Der Verdacht lastete einmal auf uns, wir konnten ihn nicht abwälzen. Ich schloß mit der Welt ab und fügte mich dem Schicksale, das härter wohl einen Sterblichen nicht treffen konnte. Wir arbeiteten auf Feldern und Plantagen, bauten Baumwolle und Tabak und ließen uns zu Arbeiten an neuen Eisenbahnen verwenden. Einst verdingten wir uns bei einem kleinen Plantagenbesitzer, der sich Hagenwald nannte. Der Mann kam mir bekannt vor, aber ich wußte nicht, wo ich ihn gesehen hatte. Er behandelte seine Leute gut und wir blieben lange bei ihm. Es stand mißlich mit seinen Vermögensumständen, da ihn schlechte Erntejahre zurückgebracht hatten. Durch Zufall sah ich einst seine Handschrift ... sie erinnerte mich an den Bankier Diek in Amsterdam, und nun wußte ich, wie ich daran war. Diek und Hagenwald waren dieselbe Person! Ich hatte den Mann bei dem Ordnen der Erbschaft gesehen und aus der Korrespondenz seine Schriftzüge kennen gelernt, jene Schriftzüge, die sich meinem Ge-

dächtniſſe für die Ewigkeit eingeprägt, denn ſie hatten mein Verderben bewirkt. Und auf ihn, den Schreiber, hatte ich ſtets den Verdacht geworfen, daß er mit meinem Kompagnon gemeinſchaftliche Sache gemacht. Er ſprach gut deutſch, da er ein geborener Deutſcher war. Plötzlich hieß es, der Herr ſei am gelben Fieber erkrankt und liege hoffnungslos darnieder. Ich erbot mich, ihn zu pflegen und ſo erhielt ich Zutritt in ſein Haus. Das Gewiſſen peinigte ihn ... ich nannte ihm meinen Namen und er geſtand, daß er mich oft mit Entſetzen betrachtet habe, da meine Züge ihn an das Opfer ſeines Betrugs erinnert hätten. Es kam zu Erklärungen, die mich mit Schaudern erfüllten. In Gegenwart eines Geiſtlichen und einer Gerichtsperſon gab er zu Protokoll, daß er mich mit falſchen Wechſeln bezahlt und die Banknoten mit Chriſtian Roland getheilt habe ...

— Halt! rief bebend der Bankier.

— Ich bin gleich zu Ende. Diek ſtarb und ſeine Beſitzung ward zu Gunſten der Gläubiger verkauft. Mit den Erſparniſſen, die wir ſeit Jahren gemacht, traten wir die Rückreiſe an. Unterwegs ſtarb auch Franz Leimau; vor ſeinem Tode jedoch übertrug er auf mich die Anſprüche, die er an Roland zu machen hat. Die nöthigen Papiere, die mich legiti-

miren, trage ich bei mir ... Ich frage Dich, Christian, willst Du freiwillig Deiner Pflicht genügen, oder soll ich dem Gerichte Anzeige machen?

Roland schwieg.

— Christian, versicherte der Alte, Du bist ein geachteter Mann, ich habe es schon erfahren ... auch kannst Du mit Leichtigkeit Dich Deiner Schuld entledigen, da jenes Kapital Dir reiche Zinsen getragen ... Ich werde unter dem Namen Georg Hagenwald in aller Stille leben, keinen Anlaß zu irgend einer Untersuchung geben, obgleich ich mich rechtfertigen kann, und Niemand soll den Ursprung des Kapitals erfahren, das den Grund zu Deinem großen Reichthum gelegt hat.

Als der Bankier immer noch schwieg, fügte Georg drohend hinzu:

— Denke an Dein Gewissen, denke an Deine letzte Stunde! Hättest Du Diek gesehen, als der Tod die Hand nach ihm ausstreckte, Du würdest nicht zögern ... Und kann es Dir denn so schwer fallen, ein Unrecht wieder gut zu machen, das Du in der Verblendung einem Jugendfreunde zugefügt hast? Die besten Jahre meines Lebens habe ich im Elend verbracht, ich habe selbst Schimpf und Schande getragen ... Nun will ich ruhen und meine Tochter

suchen ... Um diesen Preis biete ich Dir Freundschaft an! Gewährst Du weniger oder nichts, so ist mein schöner Traum, meine liebste Hoffnung vernichtet und ich trete schonungslos gegen den auf, den ich meinen erbittertsten Feind nennen muß.

Georg hatte sich erregt erhoben.

— Bleibe! sagte der Bankier.

— Gib kurz und bündig Deine Erklärung ab.

— Rechte mit Diek, rief Roland, dessen Stimme bebte; ich bin zu spät zu der Erkenntniß gelangt, daß ich ein Spielball in der Hand jenes Mannes gewesen. Ich mußte mich ihm fügen, da er allein den Sturz meines Hauses verhindern konnte. Gern hätte ich Dich zurückgerufen, aber Du warst spurlos verschwunden. Das Kapital Leimau's hat wacker gearbeitet ... Nimm es zurück; ich glaube Deinen Worten und frage nicht, ob Du Dich legitimiren kannst. Du warst nie ein guter Geschäftsmann ... aber ein ehrlicher Mensch. Wenn ich Dir nicht sofort freundlich entgegenkam, so wollte ich mir erst Gewißheit über Deine Person verschaffen ... Du bist Georg Kron, und nun folge mir in meine Familienwohnung, daß ich Dich nach Gebühr aufnehme [illegible]pflege. Denken wir der traurigen Ve[illegible]gang[illegible]er [illegible]ht; freuen

Bayerische Staatsbibliothek München

wir uns der Gegenwart und des vielleicht noch kurzen Restes unserer Tage.

Er umarmte den Heimgekehrten. Georg Kron war bis zu Thränen gerührt; Rolands Gesichtsausdruck aber verrieth den Gedanken: „Ich kann nicht anders, ich weiche der Nothwendigkeit".

Arm in Arm betraten die beiden Männer die inneren Gemächer des Hauses, zu denen aus dem Arbeitskabinet eine Tapetenthür führte. Ein prachtvolles Zimmer ward dem Gaste angewiesen.

— Hier ruhe, alter Freund, sagte der Hausherr; ich nehme mit meiner Schwester Rücksprache, daß sie für Dich sorge. Später rechtfertige ich mich; dann soll Dir klar werden, daß ich nicht anders handeln konnte.

Er entfernte sich.

— Ich dachte es mir! flüsterte Georg Kron vor sich hin. Aber noch will ich nicht völlig trauen, Roland ist kein offener Charakter. Die Vorsorge, meine Papiere zu verbergen, scheint mir zu statten zu kommen. Wendet man Gewalt gegen mich an, so findet man meine Taschen leer. Im Fall der Nothwehr ziehe ich meinen Revolver, auf den ich mich verlassen kann.

Sabine war von einer Spazierfahrt zurückgekehrt,

als der Bruder zu ihr eintrat; er erzählte die Ankunft Kron's, den man für verschollen gehalten. Die kleine verwachsene Dame starrte den Verkünder dieser Nachricht lange an.

— Mußt Du mit ihm abrechnen? fragte sie leise.

— Ein öffentlicher Skandal würde mir schaden; Diek und Leimau sind todt ... dem Kron zahle ich eine Abfindungssumme ...

— Aber nur gegen Auslieferung der Papiere, von denen Du mir sagtest, daß er sie besitze.

— Natürlich! Sabine, wie steht es mit Adelen, für die Du sorgen wolltest?

— Ich habe für sie gesorgt, wie Du es wolltest. Den Grund dieser Fürsorge kennt sie bis jetzt nicht, sie hat nicht einmal eine Ahnung davon ...

— Wo ist sie?

— In dem Hause unseres Försters, der sie, so hoffe ich, heirathen wird. Gehen wir jetzt zu dem Gaste, es drängt mich, ihn kennen zu lernen. Von Adelen sprich nicht zu ihm, ich übernehme es, diese Angelegenheit zu ordnen.

Die Geschwister suchten das Gastzimmer auf. Roland stellte seine Schwester vor; er war Zeuge einer neuen Ueberraschung.

— O, rief Georg, wir kennen uns schon!

— Wie?

— Jene Dame hat mir das Geld geschenkt, das mir die Anschaffung guter Kleider ermöglichte ... Als ich die Lumpen noch trug, hat man mich überall abgewiesen ... Fräulein Roland's drei Goldstücke haben mir den Weg zu dem Bruder gebahnt ... Du siehst, Christian, daß ich um jeden Preis den Eclat vermeiden vollte.

Sabinen's scharfes Auge hatte den Bettler schon erkannt.

— Armer Mann, rief sie mitleidig, hätte ich damals eine Ahnung gehabt, daß Sie der ehemalige Kompagnon meines Bruders wären, ich würde Sie mit mir nach der Stadt genommen haben. Ihr Paß, den der Förster forderte, wies einen anderen Namen aus ...

— Ach ja, sagte seufzend der Greis; ich mußte meinen wahren Namen verbergen, weil ein Schandfleck daran haftet.

— Beruhigen Sie sich, Herr Kron, wir werden Alles aufbieten, um Sie zu entschädigen. Zunächst wohnen Sie hier und lassen sich Kleider kommen, die Ihrer würdig sind. Ich werde Auftrag dazu geben. Auch soll sich Ihnen sofort ein Diener zur Verfügung stellen.

Roland entfernte sich unter dem Vorwande, daß ihn Geschäfte abriefen. Sabine übernahm nun die Sorge für den werthen Gast allein; sie fragte ihn aus über seine Vergangenheit und bedauerte, daß sie erst jetzt das Glück habe, den ehemaligen Kompagnon ihrer Bruders kennen zu lernen. Wie liebevoll, wie theilnehmend war die kleine Dame! Sie ließ einen großen Vorrath Kleider aus dem nächsten Magazin holen und half die passende Auswahl treffen. Georg Kron mußte Toilette machen. Der Greis sah stattlich aus. Sabine entschuldigte nun ihren Bruder mit einer Gewandtheit, die dem spitzfindigsten Advokaten zur Ehre gereicht haben würde. Nach ihrer Darlegung hätte Roland gar nicht anders handeln können, und Diek, so versicherte sie, habe in seiner letzten Stunde noch eine Bosheit gegen den Geschäftsfreund verübt, der es stets so redlich mit ihm gemeint habe. Als sie von der traurigen Angelegenheit gehört, habe sie Alles aufgeboten, um vermittelnd einzuschreiten. Zunächst habe sie sich des verlassenen Kindes angenommen . . .

— Meiner Adele? rief der Vater.

— Ja, sie steht heute noch unter meinem Schutze.

Kron weinte vor Freude und küßte der Dame

die sich Adelen's mütterliche Freundin nannte, dankbar die Hand.

Sabine berichtete nun in einer Weise Adelen's Verhältniß zu dem Grafen, daß die arme Betrogene durchaus keine Schuld traf.

— Trösten Sie sich, rief sie aus, wir sind noch schlimmer daran als Sie; derselbe Graf ist der Schwiegersohn meines Bruders und unsere Gabriele lebt in einer traurigen Ehe. Wir haben die Verirrung des leichtsinnigen Grafen zu spät erfahren ... seine Gattin kennt sie nur zum Theil. Aber ich habe doch für Adelen gesorgt ... sie wird sich bald mit einem braven Manne verbinden, der sie achtet und liebt.

Der Alte ließ sich leicht trösten, ihm war es schon genug, daß er die Tochter wiedersehen sollte.

— Wer ist der brave Mann? fragte er.

— Jener Förster, der Ihnen die Legitimationen abforderte.

— Ich muß zu ihm, auf der Stelle!

— Sie werden heute noch ihre Tochter umarmen.

— Ach, ich vergebe Ihnen Alles, Alles, denn ich kann nun noch einmal glücklich werden!

— Adele kennt das Schicksal ihres Vaters nicht; sie hat keine Ahnung von dem besonderen Grunde

des Interesses, daß ich an ihr nehme. Es steht bei Ihnen, die Gute aufzuklären oder nicht. Nun ruhen Sie; nach Tische fahren wir aus.

Sabine verließ den Alten, der wirklich der Ruhe bedurfte. Sie ging zu dem Bruder, mit dem sie eine lange Unterredung hatte. Wir theilen diese Unterredung nicht mit, da der Leser sie aus ihren Folgen kennen lernen wird.

12.

Die Brüder.

In der Villa, die ein Sitz der Freude und des Glücks sein sollte, herrschte eine traurige Stille. Gabriele erlag fast dem Schmerze über die Veränderung, die mit ihrem Gatten vorgegangen, und je mehr sie den Grund derselben zu erforschen suchte, je größer wurden die Zweifel, die sie in die Aufrichtigkeit des Grafen setzte. Sie hielt die Ansicht für die richtige: Otto hat das Ziel, mein Vermögen, erreicht; er ist nun der stolze Aristokrat und behandelt seine bürgerlich geborene Frau der Art, daß früher oder später ein Ordnen der Dinge erfolgen muß, aus dem er Vortheil zieht. Ihr Herz sträubte sich, dem geliebten Manne eine so niedere Denkweise beizulegen; aber das, was sie erlebte, sprach zu deutlich dafür. Er mied geflissentlich jede zärtliche Scene, wie sie unter jungen Gatten wohl stattzufinden pflegt, und suchte Zerstreuung in Feld, Wald und Flur. Elise, das Kammermädchen, ward die Vertraute ihres Kummers;

die schlaue Zofe tröstete zwar, aber aus ihren Worten ließ sich doch heraushören, daß sie die Befürchtung der Herrin zu theilen geneigt war. Wäre nur die Fremde, die ihr Kind forderte, nicht in der Villa gewesen! Gabriele kämpfte immer noch mit der Feststellung eines Entschlusses; hätte sie die Drohungen Otto's nicht gefürchtet, sie würde nach der Stadt geeilt sein, um die kluge Sabine um Rath zu befragen. Die Liebe machte sie fähig, den gräßlichen Zustand zu ertragen. Und sie liebte noch, trotzdem sie wußte, daß der Graf eine andere Frau betrogen hatte.

Eines Morgens erschien Arnold Betram in der Villa. Länger als eine Stunde sprach er mit dem Grafen bei verschlossener Thür. Dann sah Gabriele, wie ihr Gatte den Offizier in den Hof begleitete und dort von ihm Abschied nahm. Eine halbe Stunde später trat er zu ihr in das Boudoir. Sein bleiches Aussehen erschreckte sie.

— Was ist Dir, Otto?

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

— Nichts, das Dich beunruhigen könnte!

— Mann, rief sie vorwurfsvoll, Du machst mir das Leben zur Hölle! Habe ich das um Dich verdient?

Er sah sie traurig an.

— Du bist gut wie ein Engel, Gabriele, ich weiß es; darum habe ich nur noch kurze Zeit Nachsicht mit mir ... Es wird sich Alles aufklären, dess' sei gewiß ... der finstere Geist, der uns in Fesseln schlägt, muß schwinden, ich verscheuche ihn mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft!

— Das gebe Gott! seufzte die schöne junge Frau.

Der Graf betrachtete sie liebreich.

— Er wird es geben! fügte er mit bebender Stimme hinzu. Jetzt muß ich Dich für einige Stunden verlassen, es ruft mich ein Geschäft nach der Stadt, das ich nicht verschieben kann. Bei Tische siehst Du mich wieder.

Er wollte sie küssen.

— Täusche mich nicht! bat sie flüsternd. Deine Liebe ist getheilt ...

Ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund.

— So mußt Du glauben, Gabriele! Ich habe Feinde, die mich in den Verdacht bringen, mein Charakter sei nicht ehrenvoll ... O, man verfährt mit Klugheit und Scharfsinn, um mich zu vernichten! Das Auftreten jener Frau war eine Bosheit meiner Feinde, und auch Du hast Feinde, unversöhnliche, schreckliche ... Doch, ich kann mich in diesem Augen-

blick nicht rechtfertigen, kann nur versichern, und Du glaubst mir nicht ... Dazu hast Du vor der Hand noch ein Recht! Gabriele, ich habe eine Sünde auf meinem Gewissen, nur eine ... und diese habe ich aus leidenschaftlicher Liebe zu Dir begangen ... Ich würde mehr gethan haben, um Dich zu erringen, denn ohne Dich und Deine treue Liebe kann ich nicht leben ...

Otto wandte sich der Thür zu.

— Was hast Du gethan? rief die junge Frau ihm nach.

— Diesen Abend werde ich Antwort geben!

— Warum nicht jetzt?

— Weil ich nicht kann.

— Otto, Du wirst mir mit jedem Tage räthselhafter! Gib mir Aufklärung, daß ich endlich Ruhe gewinne.

Der Graf schien zu überlegen; plötzlich zuckte er zusammen, als ob ein Gedanke ihn frappire.

— Gabriele, fragte er kurz, weißt Du, daß ich einen Bruder habe?

— Ich weiß es.

— Wer hat es Dir gesagt?

— Du selbst.

— Nur ich? Nur ich?

— Du hast ihn mir als einen ränkesüchtigen Mann geschildert, der Dich aus der Gunst des Vaters verdrängen wolle, des Vermögens wegen . . .

Der Graf trat zwei Schritte in das Zimmer zurück.

— Gabriele, rief er erregt, hast Du meinen Bruder je gesehen?

— Nie! versicherte sie.

— Gott im Himmel, wenn es wahr wäre! Hat Sabine nie über den Bruder gesprochen?

— Wahrlich nicht! Du selbst hast Sabinen unser Haus verboten . . . Ich habe die Tante seit jenem Tage nicht gesehen, an dem Du sie beleidigtest. Otto, was ist Dir? Warum lächelst Du so bitter über meine Versicherungen, die ich mit gutem Gewissen erhärten kann?

— Genug, genug! rief der Gemahl.

Er wollte wiederum fort. Zum zeitenmal blieb er stehen.

— Gabriele, fragte er mit gepreßter Stimme, hast Du wirklich meinen Bruder nie gesehen?

Der Stolz der jungen Dame war tief verletzt.

— Du möchtest mich wohl gerne zur Verbrecherin stempeln? rief sie entrüstet. Verschone mich mit Fragen, denn ich kann Dir ferner nicht antworten.

Sie erhob sich und ging in das Schlafkabinet, dessen Thür sie hinter sich schloß.

— Sie kennt doch wohl das schreckliche Geheimniß nicht! flüsterte der Graf vor sich hin. Gott im Himmel, wäre sie schuldlos, hätte sie sich nicht verblenden lassen, ich könnte vielleicht noch glücklich werden. Aber wer gibt mir Beweise? Wer entwirrt die Fäden der Intrigue, die man um mich gesponnen? Ich selbst ... Ich zerreiße und zerschmettere Alles!

Er eilte in den Hof hinab, wo ein gesatteltes Pferd seiner harrte. Erregt schwang er sich in den Sattel und sprengte davon.

Gabriele, die am Fenster stand, sah dem Gemahl nach. Weinend flüsterte sie:

— Ich werde doch bei dem Vater Hülfe suchen müssen! Otto wagt es, meine Ehre in Zweifel zu ziehen; er will die Trennung, die bürgerliche Frau genügt ihm nicht!

Sie setzte sich an den Schreibtisch, ergriff die Feder und begann zu schreiben. Die Zeilen, die sie mit zitternder Hand auf das Papier warf, waren an Sabine gerichtet. Sie wollte die Tante gegen den Willen des Gemahls sprechen, um mit ihr die nächsten Schritte zu berathen, die von den Verhältnissen geboten wurden. Eine halbe Stunde später schickte

sie den Gärtnerburschen ab, den sie als zuverlässig kannte. Die arme Frau war nun wieder allein auf der prachtvollen Besitzung; alle Herrlichkeiten, die hier zusammengehäuft, vermochten nicht, den Jammer der Herrin zu mildern, die sich ein Opfer aristokratischer Spekulation wähnte. Sie war Gräfin, aber eine beklagenswerthe, unglückliche Gräfin.

Der Graf hatte indeß die ersten Häuser der Stadt erreicht. Hier stieg er ab und übergab dem Reitknecht das Pferd mit der Weisung, in einem am Wege liegenden Gasthause zu warten. Dann betrat er die Promenade, die sich um die Stadt zog. Es schluf Elf, als der Graf ein Monument erreichte, das in der Mitte einer niedlichen Parkanlage sich erhob. An dem Piedestal desselben stand Arnold Bertram. Der Offizier trug Civilkleider.

— Du bist pünktlich, Otto! rief er dem Ankommenden entgegen.

— Weil es mich drängt, meine Angelegenheit zum Austrag zu bringen.

— Julian wartet schon.

— Ist er versöhnlich gestimmt?

— Ich erlaube mir kein Urtheil; der seltsame Mensch benimmt sich wie immer, er lächelt, anwortet

kurz oder gar nicht, und erheuchelt Trauer über den Tod des Vaters.

Der Graf nahm den Hut ab und trocknete die schweißbedeckte Stirn.

— Arnold, fragte er seufzend, was räthst Du mir?

— Ich habe meine Ansicht nicht geändert. Herr Julian ist für das Irrenhaus reif . . .

— Nein, nein!

— Für einen Nichtswürdigen, der das abscheulichste Mittel nicht verschmäht, um an das Ziel zu gelangen, halte ich ihn bis jetzt nicht.

— Und doch, er ist schlecht!

— Gehen wir zu der Unterredung, die er gefordert hat; wir werden dann weiter berathen.

— Ein seltsames Gefühl hält mich ab . . .

— Sei ein Mann und tritt mit Energie auf; weis't er Deine Vorschläge zurück, so müssen wir andere Mittel ersinnen, die Dir endlich Ruhe schaffen.

Die beiden Männer gingen weiter, ohne sich um die Spaziergänger zu kümmern, die sich in den Anlagen zeigten. Arnold Bertram führte den Freund zu einem Kaffeehause, das unmittelbar an der Promenade lag. Unter der eleganten Veranda saßen Herren und Damen frühstückend, plaudernd und spielend. Der Adel

besuchte diesen Ort nicht, es fanden sich hier nur bürgerliche Flanceurs und solche Leute ein, die Zeitungen lesen und unter billigen Bedingungen die Zeit todtschlagen wollten. Das Kaffeehaus war ein Etablissement zweiten Ranges und ward vorzüglich im Sommer seiner angenehmen Lage wegen stark besucht. Die Freunde traten in den Salon, dessen Fenster und Thüren der frischen Luft geöffnet waren. Bertram rief einen Kellner, mit dem er leise sprach.

— Nun folge mir! sagte er zu dem Grafen.

— Wohin?

— In das für unsere Unterredung reservirte Zimmer.

— Und mein Bruder?

— Er ist schon angekommen.

Sie traten aus dem Salon in den Garten, der um diese Zeit unbesucht war. Der Hauptweg führte zu einem freundlichen unter Kastanien gelegenen Hause, das man nur dann erst gewahrte, als man davor stand. Arnold Bertram stieg die fünf Stufen der Freitreppe hinan und öffnete die Thür. Julian von Ravenstein ging in dem elegant eingerichteten Zimmer auf und ab. Auf das Geräusch der Thür wandte er sich . . .

— Ah, rief er, ich warte ſchon ſeit einer Viertelſtunde!

In dieſem Augenblick trat Otto ein.

Die beiden Brüder ſtanden ſich einander gegenüber; beide ſahen bleich aus und zitterten.

— Meine Herren, begann mahnend der Offizier, Sie haben mich zum Vermittler in einer ſehr ernſten Sache gewählt ... Ich habe das ſchwierige Amt unter der Bedingung übernommen, daß beide Parteien leidenſchaftslos verfahren, die Geſetze der Ehre hochhalten und auf die Stimme des geſunden Menſchenverſtandes hören. Achten Sie dieſe Bedingungen und wir werden mit Gottes Hülfe zu einem gedeihlichen Reſultate gelangen.

Die Männer nahmen an einem Tiſche Platz, der in der Mitte des Zimmers ſtand. Bertram ließ ſich nur dann erſt nieder, als er die Thür verſchloſſen hatte.

Julian überreichte ſchweigend dem Bruder ein Papier. Otto, nachdem er es geleſen, legte es auf den Tiſch.

— Ich weiß, murmelte er mit bebender Stimme, daß unſer Vater ſeiner Krankheit erlegen iſt. Dieſer amtlichen Beglaubigung bedurfte es nicht.

Julian lächelte wie ein Satyr.

— Das Vorlegen dieser Beglaubigung habe ich um deßwillen für nöthig erachtet, weil ich jeder leeren Ausflucht vorbeugen wollte.

Ein unbefangener Beobachter würde nicht unterschieden haben, ob Julian oder Otto sprach. Die Zwillingsbrüder hatten nicht nur täuschende Aehnlichkeit in Gestalt, Haltung und Gesichtszügen, sondern auch die Sprache schien dieselbe zu sein.

Otto zuckte leicht zusammen. Diese Einleitung mußte wenig Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich geben.

— Du bist der Universalerbe unseres Vaters.

Julian verneigte sich, indem er mit erkünstelter Artigkeit sagte:

— Das Legat, das ich Dir nach dem Testament auszuzahlen habe, steht zu Deiner Verfügung. Ich habe es bei dem Bankier Christian Roland deponirt.

— Auf das Legat hoffe ich nicht.

— Möglich, da Du des väterlichen Erbes nicht bedarfst ... Ich aber muß meine Pflicht erfüllen. Der alte Graf von Ravenstein ist todt und begraben ... erfülle nun auch Du die Verpflichtung, die Du mir gegenüber eingegangen hast.

Julian hatte diese Worte kalt und entschieden gesprochen.

Otto hatte einige Augenblicke schmerzlich vor sich hin gelächelt.

— Du meinst also, daß ich nun das Pistol ergreife und mir den Schädel zerschmettere? fragte er ironisch.

— Die Wahl der Todesart bleibt dem überlassen, der dem Andern das Feld zu räumen hat.

— Wenn ich nun der Lust folge, länger zu leben?

— Du wirst als Graf, als Mann von Ehre handeln.

— Und wenn meine Ansichten von Ehre sich nun geändert haben?

— Bah, das ist nicht möglich!

— Aber nehmen wir es an, fragte Otto ruhig.

Julian drehte sein Bärtchen und sagte mit schneidender Stimme:

— So würde ich Dich nicht nur für einen Feigling, sondern auch für einen Schurken halten müssen ...

— Julian, Julian! fuhr der Bruder auf.

— Dahin wirst Du es nicht kommen lassen ... dessen bin ich gewiß!

Arnold Bertram legte die Hand auf den Tisch.

— Jetzt, sagte er ernst, ist es Zeit, daß der

Vermittler einschreite. Ich bin Offizier und hoffe, daß Niemand an meiner Ehre einen Makel findet. Daß ich, obgleich bürgerlich geboren, von meinen Kameraden geachtet werde, verdanke ich den Grundsätzen, nach denen zu handeln ich gewohnt bin. Auch in vorliegendem Falle sollen mich die bewährten Grundsätze leiten. Und so ermahne ich denn die Männer, die durch die innigsten Bande der Natur an einander geknüpft sind, sich brüderlich die Hände zu reichen und so einen Streit zu beenden, der in leidenschaftlicher Verblendung begonnen hat. Was auch geschehen sein möge, ziehen Sie einen Schleier über die Vergangenheit, verzeihen Sie einer dem Andern und ehren Sie das Gedächtniß des Vaters, der vor wenigen Tagen mit Kummer in die Grube gefahren, weil es ihm nicht vergönnt war, die Söhne an seinem Sterbebette zu sehen. Dann handeln Sie nicht nur als Brüder, sondern auch als Männer, denn es ist männlich, eine begangene Uebereilung einzusehen und die traurigen Folgen derselben gut zu machen. Die Welt kennt den zwischen Ihnen geschlossenen Pact nicht, dem Sie fälschlich den Namen „Duell" beilegen . . . sorgen Sie, daß er nie bekannt werde, die Kontrahenten würden der Lächerlichkeit anheimfallen . . . mehr noch: der Ueberlebende würde

für ein Ungeheuer gelten, das einen Brudermord auf dem Gewissen hat. Der Arm der weltlichen Gerechtigkeit kann ihn zwar nicht erfassen; aber es gibt einen allwissenden Richter, der das Verbrechen schonungslos bestraft.

Julian brach in Lachen aus.

— Ist das Ihre Vermittelung, Herr Lieutenant?

— Ich könnte Ihnen noch mehr sagen . . .

— Genug, mein Herr! rief Julian. Mit meinem Gewissen gedenke ich fertig zu werden, und was den Punkt der Ehre anbetrifft, so können Sie ihn nicht beurtheilen, da Sie bürgerlicher Abkunft sind.

— Mein Herr! fuhr der bürgerliche Offizier auf.

— Sie sind der Zeuge bei unserem Duell, das ehrlich ausgefochten werden soll . . . nichts weiter! Hoffen Sie nicht auf eine Nachgiebigkeit von meiner Seite . . . Hätte mich das Loos getroffen, ich würde nicht eine Minute anstehen, als Mann von Muth und Ehre mich zu zeigen, selbst wenn mein Gegner mich davon entbinden wollte, wozu ich übrigens keinem Menschen in der Welt das Recht einräume. Graf Otto von Ravenstein mag wohl seine Gründe haben, die ihn zur Beseitigung des Duells veranlassen . . . Ich frage nicht, was er gethan haben würde, wenn er an meiner Stelle wäre; aber ich will mir die

Mühe geben, ihn in einer vertraulichen Unterredung über gewisse Punkte aufzuklären, damit es ihm leichter werde, seiner Pflicht nachzukommen.

Bertram flüsterte dem Freunde zu:

— Gewähre nichts ohne mein Vorwissen!

Dann verließ er das Zimmer, um im Garten auf und abzugehen.

— Wir sind allein, begann Julian, nachdem er das Zifferblatt seiner goldenen Uhr betrachtet hatte. Mir bleibt noch eine halbe Stunde, die ich Dir widmen kann. Die Qualen zu schildern, die Du mir bereitet, wäre ein vergebliches Bemühen, denn sie spotten jeder Beschreibung; ich will nur bemerken, daß Du selbst mich zu dem gemacht, was ich heute bin: Dein Todfeind. Schon als Knabe hast Du unsere Aehnlichkeit benutzt, um leichtsinnige Streiche, die Du verübt, auf mich zu laden, der ich Dir an Klugheit und Witz nachstand. Du benutztest aber auch als Mann die verhängnißvolle Aehnlichkeit, um mir das Theuerste auf der Welt zu rauben, die göttliche Gabriele, an der mein Herz mit tausend Ketten hing. Es war zu spät, als ich dazwischen treten wollte ... den Funken, den ich in Gabrielen angefacht, hattest Du zur Flamme angeschürt, die für Dich loderte. Damals war ich verblendet, wahnsinnig, ich wußte

nicht, was ich beschließen, was ich thun sollte ... Aber ich ging auf das Duell ein, das Du selbst vorgeschlagen, und glaubte nicht, daß Du zum Aeußersten schreiten würdest. Die Sohnespflicht fesselte mich an den Vater ... eine schreckliche Angst trieb mich nach der Stadt ... ich kam zur rechten Zeit, um Zeuge Deiner Trauung zu sein. Unterbrich mich nicht, Du kannst sprechen, wenn ich vollendet habe. In einem furchtbaren Zustande irrte ich durch die Stadt ... An dem Schaufenster eines Ladens sah ich das kleine Grabmal; ich kaufte es und ließ es unter die Hochzeitsgeschenke stellen, um Dir an Deinem Freudentage ein memento mori zuzurufen. O, ich fand schon eine dienstwillige Person! Das Glück Gabrielen's wollte ich nicht offen zerstören, denn ich liebte sie auch als Opfer Deiner Perfidie noch glühend, als unfreiwilliges Opfer eines tückischen Bruders, das zu beklagen, nicht aber zu hassen und zu verachten war. In meinem Unglücke begünstigte mich dennoch das Glück ... Ich fand eine Rathgeberin, deren Witz Balsam träufelte in mein verwundetes Herz. Wehre Dich mit derselben Waffe, mit der Du angegriffen wirst, rief mir diese kluge Frau zu ... Benutze Deine Aehnlichkeit und räche Dich! Der Gedanke war teuflisch, aber er

brachte Labung. Gabriele hat in meinen Armen gelegen, meine Lippen haben die ihrigen geküßt!

Otto schauderte heftig zusammen, eine Leichenblässe bedeckte sein Gesicht.

— Mensch, stöhnte er, das konntest Du?

Julian lächelte teuflisch.

— Zürne der armen Gabriele deßhalb nicht, es ist ihr unbekannt, daß sie statt des Gemahls den ersten Geliebten geküßt hat. Die Dämmerung in der Laube begünstigte die Täuschung, die auszuführen mir Liebe und Haß den Muth gaben! Die Liebe zu der reizenden Frau, der Haß gegen den Zerstörer meines ganzen Lebensglücks. Rechnen wir ab, Bruder, und die Bilanz wird gut ausfallen.

— Gabriele, Gabriele! flüsterte Otto, der am ganzen Körper zitterte. Es ist also doch wahr! Die Warnung, die mir von unbekannter Hand zugekommen, hat nicht gelogen!

Des Bruders Augen glüheten, als er die Wirkung seiner Worte erkannte.

— Zweifelst Du noch? fragte er höhnend. O, ich habe Dich wie ein Geist umschwebt, ich war überall und habe Dein Glück belauscht, daß nur von kurzer Dauer sein sollte. Kennst Du die Hand, die Deiner Gabriele den Brautkranz geraubt hat? Es ist die

meine, die sich aus den Aesten der Laube hernieder=streckte . . . der Wahnsinn trieb mich, den gefährlichen Platz einzunehmen . . . Ich wollte mich wie ein Tiger auf Dich stürzen . . .

— Du bist der Räuber des Brautkranzes?

— Ich bewahre ihn als eine Reliquie auf! Gabriele mag ihn tragen, wenn sie mit mir zum Al=tare geht. Und sie wird es . . . Erfährt sie, daß ich ihr erster Geliebter, der Verdrängte bin, so wird sie nicht säumen, mir die Hand zu reichen.

— Aber auch Du bist schon gebunden . . .

— Ich?

— Ja.

— An wen?

— An Adele, die im Hause am Walde lebt.

Julian lächelte.

— Da Du es weißt, will ich nicht leugnen, daß ich in dem Umgange mit Adelen vergebens einen Ersatz suchte . . . Ich werde sie durch Geld abfinden, sie mag sich anderweit verheirathen.

Otto verließ seinen Platz.

— Wir sind fertig! sagte er kalt.

Auch der Bruder erhob sich.

— Unser Vater ist todt . . . wirst Du jetzt die Bedingungen des Duells erfüllen?

— Des Duells, das ich vorschlagen werde.

— O, die Bedingungen sind bereits festgestellt. Weigerst Du Dich, so mache ich unsere gemeinsame Liebesgeschichte durch die Zeitungen bekannt . . .

— Schrecklicher Mensch!

— Nenne mich wie Du willst . . . Was ich bin bin ich durch Dich.

Otto sah schrecklich aus, als er die Worte rief:

— Meinst Du, ich werde sterben, ohne die Schmach zu rächen, die Du mir angethan? Gewiß, ich habe den Muth, das Leben hinzugeben; ich besitze aber auch Ehre, um den meiner Gemahlin zugefügten Schimpf zu strafen. Die Verhältnisse haben sich geändert . . . Ehe ich Hand an mich lege, wirst Du Dich mit mir schießen! Falle ich, so ist das erste Duell überflüssig . . . trifft Dich die Kugel, so sei versichert, daß ich Wort halte.

Er riß die Thür auf und rief den Freund herbei, den er kurz und bündig von der Wandelung der Dinge unterichtete.

— Ich nehme das Duell an! rief Julian. Meine Kugel trifft jedesmal . . . Aber zögere nicht, es drängt mich, zum Abschluß zu kommen!

— Morgen Abend sechs Uhr.

— Wo?

— Beim Kreuz im Walde. Du kennst doch den Ort, Julian?

— Eine bezeichnende Wahl . . . doch ich nehme sie an. Herr Bertram mag für gute Pistolen sorgen . . . die Länge des eingesunkenen Grabhügels mag die Distance sein . . .

— Wie Du willst; sei pünktlich zur Stelle!

Bertram und der Graf Otto verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus. Julian trat in den Garten hinaus; sein Kopf glühete und seine Pulse schlugen fieberhaft.

— Ich schieße ihn nieder! murmelte er vor sich hin. Dann bin ich gewiß, daß mein Todfeind beseitigt ist. Mit Gabrielen will ich schon fertig werden . . . sie wird wahrscheinlich die Hand dessen annehmen, den sie zuerst geliebt hat . . . Wohlan, meine Kugel soll alle Wirren zerreißen!

Julian fuhr in einem Fiaker nach seiner Wohnung. Die Wittwe wartete schon; sie folgte ihm die Stufen der Treppe hinan. Er erzählte Alles.

— Das haben Sie schlecht gemacht! rief Aurelie. Sie hätten auf das erste Duell bestehen müssen.

— Bah, rief Julian, der erschöpft auf dem Sopha lag, durch das erste Duell erhalte ich vermehrte Sicherheit!

— Aber auch Sie können getroffen werden.

— Das fürchte ich nicht, denn mein Bruder ist ein zu schlechter Schütze. Weiche ich aus, so zeige ich mich feig und ehrlos; das Pistolen-Duell muß stattfinden. Ich werde schon für einen glücklichen Ausgang sorgen. Außerdem ist Gabriele schon eines Duells werth. Die Hauptsache aber ist, daß ich mich als Graf zeige, des Vaters würdig, der auf edelmännische Ehre hielt. Es bleibt dabei, verlieren Sie kein Wort!

Die Wittwe schüttelte das Haupt und ließ den Gast allein, der ruhen wollte.

— Mir schon recht, dachte sie; mögen Beide sich erschießen, dann trete ich als Erbin auf. Die albernen Vorurtheile dieser eingefleischten Aristokraten kommen mir zu statten.

Graf Otto von Ravenstein erreichte in düsterer Stimmung seine Villa. Auf die Vorstellungen Arnold Bertrams hatte er nicht hören wollen, er hatte vielmehr das Pistolen-Duell als unvermeidlich erklärt und den Freund gebeten, die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen. Gabriele empfing den Gemahl in der Veranda; sie wollte den Domestiken das Zerwürfniß

geheim halten, das ihr eheliches Glück zerstörte. Mit schwerem Herzen sah sie das Bemühen Otto's, unbefangen zu erscheinen; sie errieth, daß Unglückliches mit ihm vorgegangen war. Das Mittagsmahl war bald beendet.

— Was gedenkst Du nun zu thun, Otto? fragte sie besorgt.

— Mein Vater ist gestorben ... ich habe Briefe zu schreiben und Anordnungen zu ertheilen, die sich nicht aufschieben lassen.

Er sah sie bedeutungsvoll an.

— Was soll das? fragte sie verletzt. Bin ich eine schuldige Frau?

— Nein, nein, Gabriele! Deine reine Stirne kann ein Verbrechen nicht bergen, ich mißtraue Dir nicht! Aber gestatte mir, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß wir Beide das Opfer unglücklicher Verhältnisse sind.

— Ich darf kühn behaupten, daß mir die Schuld nicht beizumessen ist.

Der Kammerdiener meldete Fräulein Sabine Roland an.

— Man führe die Dame in mein Zimmer! rief die junge Frau.

Franz entfernte sich, nachdem er sich respektvoll verbeugt hatte.

— Auch das noch! rief Otto bitter.

— Wundere Dich nicht darüber; wer, wie ich, verlassen ist, sucht Schutz bei den nächsten Verwandten. Dem Vater will ich meinen Jammer noch verschweigen, der Tante aber muß ich das Herz ausschütten. Sabine folgt meiner Einladung, sie kommt nicht aus freiem Antriebe . . .

— Und bei ihr willst Du mich anklagen?

— Meine Lage ist unerträglich, ich muß mir Hülfe schaffen.

Gabriele verließ stolz die Veranda.

— Sie hat recht, dachte der Gemahl; ich bin der Schuldige, denn ich habe ihren Besitz durch ein Verbrechen erkauft, das vom Schicksal hart bestraft wird. Nein, ich kann ferner nicht mit ihr leben . . . der Gedanke, ein Anderer hat dieses wunderbar schöne Weib umarmt und geküßt, zerreißt mir das Herz. Warum mußte ich es denn erfahren? Mögen die Dinge ihren Lauf nehmen, ich verachte das Leben und will nicht als Selbstmörder enden. Die Genugthuung wenigstens will ich mir verschaffen, daß ich die Ehre meiner Frau mit den Waffen in der Hand verthei-

digt habe. Gabriele soll mich nicht verachten, wohl aber bemitleiden.

Er betrat sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Eine Stunde mochte verflossen sein, als Sabine und Gabriele den Wagen bestiegen, der im Hofe wartete. Die kleine Dame ertheilte dem Kutscher Befehle, dann legte sie sich in die Polster zurück und drückte die Hand der jungen Frau, als ob sie sagen wollte: „Beruhige Dich, es wird noch Alles gut werden!“ Der Wagen fuhr rasch dem Forste zu, rollte an dem Häuschen vorüber, das Sabine mit den Worten bezeichnete „dort hat Adele gewohnt“, und hielt endlich vor dem ersten Hause des Dorfs, das freundlich unter einer Lindengruppe lag. Ein alter Herr, der gemüthlich aus einer langen Pfeife rauchte, trat aus dem Gitter des Gartens. Er war der Dorfarzt, der Doktor Nordmann, den der Leser in Adelen's Haus kennen gelernt hat. Der Aeskulap half den Damen aussteigen.

— Sind wir ungestört? fragte Sabine vertraulich.

— Außer meiner Frau ist Niemand zugegen. Ich bitte, folgen Sie mir!

Ein sauber eingerichtetes Gemach nahm die

Damen auf. Kaum waren sie eingetreten, als die Gattin des Arztes, eine lange hagere Frau, erschien, die mit unterwürfiger Freundlichkeit die kleine verwachsene Dame begrüßte.

— Meine Nichte, sagte Sabine, auf Gabriele deutend. Wir kommen, um das Kind zu sehen, das ich Ihrer Pflege übergeben habe. Es befindet sich doch wohl?

— Munter und wohl, wie der Fisch im Wasser; ich habe die kleine Ottilie so liebgewonnen, als ob sie meine leibliche Tochter wäre.

— Wo ist das Kind?

— In meinem Zimmer. Wenn die Damen mir folgen wollen . . .

Die Frau führte die Gäste in ein Stübchen, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Hier wartete ein junges Bauernmädchen ein zartes, überaus schönes Kind, das sauber in weiße Wäsche gekleidet war. Ottilie kannte ihre mütterliche Pflegerin schon, sie streckte die Händchen aus und begann zu jauchzen. Die Gattin des Arztes nahm das Kind und schickte das Mädchen unter einem Vorwande fort. Nun pries sie die blauen Augen, die schön geformte Nase, die frischen Lippen und die fleischigen Arme.

— Adelens Kind! flüsterte Sabine. Wir haben

es der Armen entführen müssen, die ihm, so stand zu fürchten, im Uebermaaße des Schmerzes hätte ein Leid anthun können.

Der Arzt, der ebenfalls eingetreten war, bestätigte, daß Frau Kron ihrer Sinne nicht mächtig sei; er fügte hinzu, daß er gern die heimliche Entführung des Kindes veranlaßt habe, um es vor den Wuthausbrüchen der beklagenswerthen Mutter zu schützen.

Gabriele starrte das reizende Wesen an.

— Liebe Frau Doktor, sagte Sabine, Sie können sich meiner Dankbarkeit versichert halten. Wie steht es mit der Wäsche des Kindes?

Die Frau lächelte.

— Es ist noch manches zu beschaffen, verehrtes Fräulein.

— So beschaffen Sie. Hier ist eine kleine Summe zur Bestreitung der Kosten.

Sabine legte eine Banknote von hundert Thalern auf den Tisch.

— In dem Kissen, fuhr die Gattin des Arztes fort, fand ich nur ein Batisttuch und ein Mützchen. Hier sind beide Stücke.

Sie überreichte diese Stücke.

Sabine nahm das Batisttuch, prüfte die Zeichnung desselben und überreichte es Gabrielen.

— Ein Zweifel kann nicht mehr obwalten! flüsterte erbleichend die junge Frau.

Dann verbarg sie das Tuch.

Man brach das Gespräch ab und ging in das Freie. Sabine empfahl dem Arzte die zärtlichste Sorgfalt für das Kind und Verschwiegenheit.

— Ich kenne meine Pflicht, antwortete der Alte; Sie verrichten ein gutes Werk, und ich unterstütze Sie. Das Kind ist bei uns besser aufgehoben, als bei der Mutter, die bis heute Mittag in ihre Wohnung nicht zurückgekehrt war.

Die Damen stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr.

— Frau, sagte der Arzt zu seiner Gattin, die aus dem Hause trat, ich erkenne zwar die Absicht des Fräulein Roland nicht so ganz, denn die kleine Person ist mir stets malitiös vorgekommen; aber ich glaube doch, wir machen kein übles Geschäft . . .

— Was kümmert uns die Absicht, lieber Mann! Wir haben das Kind einfach übernommen und thun nun unsere Pflicht. In den vornehmen Familien gehen oft seltsame Dinge vor . . . Mit Geld ist Alles zuzudecken. Jeder trägt seine eigene Haut zu Markte, auch Fräulein Roland. Uebrigens wird sie schon wissen, wie sie zu der Mutter des Kindes steht . . .

wir können diese zufällige Einnahme, die ebensoviel beträgt als Deine Jahrespraxis abwirft, nicht von der Hand weisen. Wir verrichten ein gutes Werk und lassen uns dafür bezahlen. Die uns zur Pflicht gemachte Discretion können wir ohne Gewissensscrupel beobachten ... die vornehme Dame hat Alles zu vertreten.

Es war Abend. Die Domestiken brannten die Kerzen in der Villa an und schlossen das Gitterthor. Da ertönte die Glocke des Grafen. Der Kammerdiener Franz eilte in das Gemach.

— Ist meine Gemahlin zurück?

— Nein, gnädiger Herr.

— Wie spät ist es?

— Neun Uhr.

— Man melde es mir, sobald die Gräfin ankommt.

— Zu Befehl.

— Bringe Licht!

Die Kerzen brannten; der Graf setzte sich und schrieb wieder. Dann versiegelte er die vollbeschriebenen Blätter in ein Paket, das er mit der Adresse versah: „An die verwittwete Gräfin Gabriele von Ravenstein."

— An meine Wittwe! rief er schmerzlich aus

Gestern noch war mir dieser Gedanke gräßlich, heute gewährt er mir Beruhigung. Meine Ehe kann, wie sie sich gestaltet hat, nicht fortdauern; sie ist eine Pein, eine Demüthigung, die Herz und Geist zerreißt. Gelangt auch der Schurkenstreich Julian's nicht zur Kenntniß der Welt, so schmettert er doch mich zu Boden. O, die verhängnißvolle Aehnlichkeit der Zwillingsbrüder ... Wäre ich doch nie geboren! Einer von uns muß sterben ... Bleiben wir Beide am Leben, sind wir Beide unglücklich ... So mag denn die Kugel entscheiden!

Er ging auf und ab. Von Zeit zu Zeit trat er an das Fenster, um die frische Nachtluft einzuathmen.

— O, flüsterte er dann, wie schön und friedlich glänzen die Sterne am Himmel, diese wunderbaren Gotteslichter, die ich an Gabrielen's Seite stets mit Wohlgefallen betrachtet habe ... dort stehen sie noch in unwandelbarer Pracht, zeugend von der Majestät und Güte ihres Schöpfers ... Einer gleicht dem andern wie Zwillingsbrüder ... aber sie hassen und verderben sich nicht ... die Menschen sind Ungeheuer! Mein Gott, auch ich habe nicht ehrlich gehandelt! Die Leidenschaft trieb mich zu einer Perfidie, deren Folgen gräßlich sind! Fort mit dem Leben, ich gebe

es gern hin . . . Gabriele wird nur kurze Zeit trauern, denn jene Aufzeichnungen beweisen die Nothwendigkeit meines Todes. O wie klein, wie erbärmlich erscheinen die irdischen Güter dem bekümmerten Gemüthe! Ich gäbe Alles hin, könnte ich die Ruhe des Herzens, das Glück der Liebe retten!

Eine weiche Stimmung bemächtigte sich seiner. Lange stand er am Fenster und starrte in die prachtvolle Nacht hinaus. Er ließ die letzte glückliche Zeit des Lebens an seinem Geiste vorüberziehen . . . Als er Julian's gedachte, der mit rauher Hand die zarte Blüthe seiner Liebe zerstörte, schauderte er zusammen.

— Er hat das Recht dazu! flüsterte er.

Die Pendüle schlug zehn Uhr. Immer noch ward die Ankunft der Gräfin nicht gemeldet.

— Sie hat mich verlassen! flüsterte Otto bitterlächelnd. Mag sie im Hinblick auf Adelen mich für schuldig halten, es wird ihr zum Troste gereichen! Den schuldbeladenen Mann wird sie leicht vergessen . . .

Er brach in helles Lachen aus.

— O mein Gott, ich bin noch großmüthig! Ich nehme Julian's Schuld auf mich!

In qualvoller Angst lauschte er auf jedes Geräusch, das zufällig hier oder dort entstand. Im

Grunde der Seele wünschte er, daß Gabriele nicht zurückkehrte; er wollte sich die Pein des letzten Sehens ersparen, wollte nicht schwankend gemacht werden in seinem Vorsatze. Es war ihm lieb, daß sie mit Sabine, seiner Feindin, sich entfernt hatte. In dem Gedanken, verlassen zu sein, fand er einen beruhigenden Vorwand ... die Zärtlichkeiten seiner Gattin würden ihn jetzt niedergeschmettert haben. Ein leises Klopfen an der Thüre ließ sich hören. Der Graf fuhr auf.

— Sie kommt, sie kommt! flüsterte er, die Liebe treibt sie zurück! Die Liebe zu mir allein? Gräßlicher Gedanke, sie liebt auch meinen Bruder, mein Ebenbild, meinen Doppelgänger! Sie muß es ja, da sie mich liebt!

Er öffnete die Thür.

Die Zofe stand auf der Schwelle.

— Gnädiger Herr!

— Was willst Du?

— Die Frau Gräfin hat durch einen Boten melden lassen ...

— Was? fuhr Otto auf.

— Daß sie die Nacht im Hause ihres Vaters verbringen werde.

— Nichts weiter?

Henriette, erschreckt vor den wirren Blicken ihres Gebieters, flüsterte kaum vernehmbar:

— Nur das! gnädiger Herr!

— Und warum sagst Du es mir?

— Ich hielt es für Pflicht . . .

— So hast Du Deine Pflicht erfüllt; geh' zu Bett, es ist gut!

Der Graf war wieder allein; er fühlte sich erniedrigt durch das Benehmen der Zofe, die ihm aus Pflichtgefühl, vielleicht auch aus Mitleiden, das Ausbleiben Gabrielen's angekündigt hatte. Einen andern Grund konnte er nicht voraussetzen. Hätte der arme Mann das Lächeln des Mädchens gesehen, das auf Sabinen's Befehl handelte, er würde entsetzt gewesen sein. Dieser Augenblick war einer der widerlichsten seines Lebens.

— Die Zofe kennt meine Lage, dachte er; sie muß sie ja kennen, da sie sich stets in der nächsten Umgebung Gabrielen's befand.

In einen Abgrund bitterer Gedanken versenkt lag er auf dem Sopha. Die einstürmenden Ereignisse waren der Art, daß er seine persönliche Würde darüber vergaß. Bald wollte er, den Einflüsterungen der Verzweiflung folgend, Deutschland verlassen und unter fremden Menschen eine neue Existenz beginnen, während man ihn hier für todt halten sollte; bald

zergliederte er die sonderbaren Zufälle seines Lebens, seine Verheirathung und raffinirte Rache Julian's, die seine angebetete Gattin entweiht hatte. Er mißtraute Allen, selbst Gabrielen, stürmte durch das uferlose Meer der Vermuthungen und Befürchtungen, schwankte zwischen tausend verschiedenen Entschlüssen hin und her, und hielt es endlich für geboten, entweder als Mann von Ehre zu fallen oder seinen Todfeind zu beseitigen. Die krankhaft irritirte Phantasie gab keinen andern Ausweg zu. Die Zeit verging. Als der Morgen dämmerte lag Otto noch angekleidet auf dem Sopha. Seine Abspannung war vollständig. Er ging in den Garten hinab. Die mitleidigen Blicke der Domestiken ärgerten ihn, diese Art Menschen sollte ihn nur fürchten. Ohne es zu wollen, kam er zu der Laube, die er am Hochzeichtsabende aufgesucht hatte. Mit scharfen Blicken prüfte er die Laubumhüllung. Dort oben auf dem starken Aste hatte sich Julian verborgen, während er, der glückliche Gatte, mit der reizenden Gattin gekost. O, es war leicht gewesen, den Brautkranz zu entwenden. Und wie mußte der verdrängte Nebenbuhler gelitten haben! Otto brach in helles Lachen aus.

— Warum habe ich denn einen Zwillingsbruder? rief er. Der Zufall spielt mir einen mörderischen

Streich, denn eine Absicht kann in dem Laufe der Dinge nicht liegen. Gott, mein Gott, wenn die Welt erfährt ... Nein, ich weiche dem Fluche der Lächerlichkeit aus, das Leben ist mir unmöglich geworden.

Der Graf ging in sein Zimmer zurück, wo er den ganzen Vormittag blieb. Gegen elf Uhr überreichte der Kammerdiener einen Brief.

— Wer brachte ihn?

— Ein Bediente des Herrn Roland.

— Wartet er auf Antwort?

— Nein, er hat sich bereits entfernt.

Auf einen Wink des Grafen entfernte sich der Diener.

In gräßlicher Angst erbrach Otto das Siegel; er fürchtete, Gabriele habe Schritte zur Aussöhnung unternommen. Aber nein, das glänzende Papier enthielt die steifen, harten Züge des Geschäftsmanns. Roland schrieb:

„Sie haben mein einziges Kind, meine engelgute Gabriele, elend gemacht und vor der Welt kompromittirt. Nach Allem, was vorliegt, ist die Scheidung dringend geboten und Gabriele selbst wünscht sie. Verhandeln Sie mit meinem Rechtsanwalt, der sich in den nächsten Tagen bei Ihnen einfinden und Sie in den Stand setzen wird, früher gegebene Ver-

sprechungen zu erfüllen. Ich erkläre mich im Voraus bereit, Ihnen nöthigenfalls ein Aequivalent für gewisse vereitelte Hoffnungen zu zahlen."

— Der trockene Geschäftsmann! murmelte Otto. Dieser Schlag trifft mich nicht mehr, ich habe abgeschlossen und bin nur noch ein ephemeres Wesen, eine Eintagsfliege, die am Abend vergeht. Mag Gabriele an meine Schuld glauben, es wird dies ihre Trauer mildern. Das getäuschte Vertrauen vergißt leichter als der aufrichtige Schmerz. O, wenn sie doch nie den wahren Zusammenhang erführe!

Es lag eine Großmuth in diesem Entschlusse, die dem Manne zur Ehre gereichte. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob der Graf besser gethan hätte, den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen und die Verhältnisse der Betheiligten klar darzulegen. Die Lösung durch ein Duell war bei ihm zur fixen Idee geworden, und diese zu bekämpfen hatte er weder den Willen noch die Kraft. Alles, was in der letzten Zeit geschehen, bestärkte ihn, die gefaßte Meinung aufrecht zu erhalten.

Gegen drei Uhr Nachmittags kam Arnold Bertram an! er war erstaunt, den Freund ruhig ergeben vorzufinden.

— Hast Du Julian gesprochen? fragte er gleichgültig.

— Ja; es war dies meine Pflicht als Kartellträger und Zeuge. Der Wahnsinnige ist eines bessern nicht zu belehren.

— Auch ich bleibe bei dem Duelle, das stattfinden muß.

Der Offizier wollte überreden. Nach der Entgegnung überreichte der Graf ihm Rolands Brief.

— Was ist das?

— Meine Frau hat mich schon verlassen . . .

— Unerhört!

— Sie liebt mich nicht mehr, hat mich vielleicht nie geliebt . . .

— Und wenn Du unverletzt bleibst, wie ich hoffe?

— So mag sie erkennen, daß ich ein Mann von Ehre bin. Falle ich, nun, so ist mein Bruder da . . .

Der Graf biß die Lippen zusammen und ballte die Fäuste.

— Sprechen wir nicht davon, rief er zischend; ich kann das Labyrinth der Verhältnisse nicht noch einmal durchziehen, ohne dem Wahnsinne anheimzufallen.

Er trank hastig ein Glas Wasser.

Arnold Bertram begriff die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen; er schwieg, um den krankhaft erregten Mann ferner nicht zu reizen. Nach langer Pause sagte Otto im Tone der Ueberzeugung:

— Das Zwillingsbrüderpaar der Ravenstein muß auseinandergerissen werden, wenn der Eine oder der Andere leben soll. Ich sehne mich nach der ewigen Ruhe . . . vielleicht hat Julian den Muth, allein zu leben.

Eine ähnliche Aeußerung hatte Julian dem Offizier gegenüber gethan. Der Freund schüttelte schmerzlich das Haupt. Er wollte noch einen Vorschlag zum gütlichen Ausgleich machen.

— Sprich weiter nicht! entgegnete kalt der bleiche Graf. Ich gehe, wenn es sein muß, allein zu dem Kreuz im Walde.

Und dabei blieb es.

Mit dem Schlage Fünf fuhr der Wagen vor. Die beiden Männer stiegen ein, nachdem Bertram dem Kutscher das Ziel der Fahrt bezeichnet hatte.

— Schade um den schönen Forst, meinte Otto, als der Wagen zwischen den stattlichen Eichen hinfuhr; die Hand des Spekulanten wird ihn bald vernichten.

— Du könntest ihn erhalten.

— Sabine ist die Besitzerin . . .

Otto schauderte leicht zusammen, als er diesen Namen nannte.

Der Wagen hielt.

— Sind wir am Ziele? fragte der Graf.

— Nein. Wir legen den Rest zu Fuß zurück.

— Vorausgesetzt, daß wir nicht zu spät kommen.

Der Graf selbst sah nach seiner Uhr.

— Noch zwanzig Minuten! murmelte er.

Die beiden Männer stiegen aus und schlugen den Fußpfad ein, der sich von dem Hauptweg abzweigte.

Arnold Betram trug ein elegantes Kästchen, in welchem sich die Pistolen befanden. Keiner von den Freunden sprach ein Wort. Der Graf schritt rüstig aus, als ob er fürchtete, zu spät zu kommen. Endlich zeigte sich rechts der kleine Waldplatz. Julian wartete schon, er saß sinnend auf dem Hügel. Als er die Schritte der Männer hörte, erhob er sich. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem höhnenden Lächeln, indem er den Strohhut abnahm und hinter sich warf. Wenn Bertram gehofft, daß die Brüder sich in den letzten fürchterlichen Augenblicken, die der Katastrophe vorangingen, versöhnt die Hände reichen würden, so hatte er sich getäuscht; Beide betrachteten sich einen Moment

mit gehässigen Blicken, ohne zu sprechen. So nur konnte der Wahnsinn hassen oder tiefe Verworfenheit. Der Offizier eröffnete das Kästchen und präsentirte die Waffen.

— Herr Lieutenant, fragte Julian, sind beide Pistolen gleich schußsicher?

— Ich versichere auf meine Ehre, daß ich beide mit gleicher Sorgfalt geladen habe. Ihnen bleibt die Wahl, da Sie allein zur Stelle gekommen sind.

Julian ergriff ein Pistol! Otto nahm das zweite. Nun stellten sich die Duellanten so, daß sie durch die Länge des eingesunkenen Hügels getrennt wurden. Als sie die Hände erhoben, blieb zwischen den Mündungen der glänzenden Läufe kaum eine Distance von drei Fuß. Bertram zählte. Auf das Wort „Drei" krachten zwei Schüsse zugleich . . . die Brüder taumelten und sanken zu Boden. Es war ein schrecklicher Anblick, als die kräftigen Gestalten zusammenbrachen. Otto seufzte tief und schwer und preßte beide Hände auf die Brust, dann verblieb er regungslos. Julian raffte sich noch einmal empor, dann sank er in das Gras.

Eine entsetzliche Stille folgte den Schüssen. Die Abendsonne schien so mild herab, als ob sie eine freundliche Scene beleuchtete.

Bertram wandte sich zunächst zu Otto; der Freund regte sich nicht, er hatte schon den letzten Athem ausgehaucht, da die Kugel ihm mitten durch das Herz gegangen war; Julian aber erhob sich und schwankte bis zu der nächsten Eiche, unter der er sich auf moosigem Boden niederlegte. In diesem Augenblicke kam der Wundarzt an, den Bertram ohne Wissen der Duellanten bestellt hatte.

— Sie finden Beschäftigung, meinte traurig der Offizier; ich hatte einen andern Ausgang erwartet.

Der Arzt bestätigte den Tod Otto's. Den Bruder des Todten erklärte er für schwer verwundet, legte sofort den ersten Verband an und rieth, den Verwundeten in das nächste Haus zu bringen, da er den Transport zur Stadt nicht werde ertragen können. Die Verlegenheit, die aus diesem Umstande erwuchs, sollte der Förster Hoche beseitigen, der, durch die Schüsse angelockt, den Waldplatz betrat. Bertram verständigte ihn sofort und bat um Hülfe. Richard fragte nicht weiter, als er sah, daß es sich um ein Menschenleben handelte; er bot sein Haus an, das dem Platze am nächsten lag. Der Wagen, der auf dem Hauptwege hielt, mußte kommen; man legte die Brüder in die weichen Polster desselben. So leise auch die Bewegung war, sie bereitete dem Verwun-

deten doch gräßliche Schmerzen. Richard war voraus geeilt; als der Wagen ankam, nahm der junge Mann den Verwundeten in Empfang und brachte ihn in sein eigenes Schlafzimmer.

— Pflegen Sie den Grafen Julian von Ravenstein, sagte der Offizier, ich bringe die Leiche des Grafen Otto nach der Villa, und werde, was sonst unter den Umständen nöthig, veranlassen. Für Sie werden keinerlei Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Das Duell hat in aller Form stattgefunden, genau wie es unter Männern von Ehre Brauch ist.

Die glänzende Equipage fuhr mit der Leiche ab. Der Arzt blieb bei dem Verwundeten zurück.

Am folgenden Morgen kannte Gabriele das Schicksal ihres Gatten. Bertram hatte ihr die Papiere überreicht, die der Verstorbene für sie zurückgelassen. Sein reumüthiges Bekenntniß dessen, was er dem Zwillingsbruder gegenüber verschuldet, die Schilderung seines Gemüthszustandes und die Bitte um Verzeihung stimmten die junge Frau so weich, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. Der Tod hatte nun schon vollzogen, was durch den Ehescheidungs-Prozeß erreicht werden sollte. Dem Bankier theilte

Bertram Alles mit, was er selbst über die traurigen Verhältnisse wußte. Nach seiner Ansicht, die er unverhohlen aussprach, wäre die Ehe des Grafen mit Gabrielen keine glückliche geworden, da die Feindschaft der Brüder unheilvoll darauf einwirkte. Als Roland mit seiner Schwester berieth, sagte Sabine: „Die Heirath war nie nach meinem Sinne; Du wirst jetzt einsehen, daß ich Recht hatte."

Dann fuhr sie nach der Villa, um die Leiche des im Duell gefallenen Grafen zu sehen, die man im Saale des Erdgeschosses aufgebahrt hatte. Der kostbare Sarg war schon mit Blumen geschmückt, die der Gärtner und die Domestiken gebracht hatten. Neben dem Sarge standen Orangen und exotische Pflanzen, ein einfacher Pomp der dem Tode die natürlichen Schrecken benahm. Das Gesicht des Grafen war unverhüllt; in den schönen bleichen Zügen war noch keine Veränderung vorgegangen, da Otto rasch und fast schmerzlos verschieden war. Seine Hände lagen gekreuzt auf der verhüllten Brust. Es war dies derselbe Saal, in welchem eine glänzende Gesellschaft die Hochzeit des beneideten Paares gefeiert hatte. Wie furchtbar war die Veränderung, die in der kurzen Zeit vorgegangen!

Sabine schickte das Kammermädchen fort, das sie

in den Saal begleitet hatte. Nachdem sie dem Sarge näher getreten, betrachtete sie sinnend den Todten.

— Dich hat ein hartes Geschick ereilt, flüsterte sie; und doch bist Du glücklicher als ich es bin. Keine Leidenschaft stört den Frieden in Deiner Brust, mir aber ist eine kummervolle Existenz beschieden, ich muß mit Trauer und moralischem Elend kämpfen. Und ich hätte so glücklich werden können. Was habe ich denn verbrochen, daß ich als ein verkrüppeltes Wesen mich durch das Leben schleppen und auf die süßen Freuden der Liebe verzichten muß? Die Frauen bemitleiden mich, die Männer spötteln . . . Du, Otto, hast mich sogar beschimpft, indem Du mich öffentlich einen verwachsenen Teufel genannt . . . Du, der einzige Mann, den ich achtete . . . Ach, ich war zu schwach, um Großmuth zu üben, und zu elend, um Dein Glück ruhig zu ertragen . . . Nach dem Tode strebte meine Mißgunst nicht . . .

— Auf Wiedersehen! flüsterte sie wie eine Wahnwitzige. Dort oben werde ich mich vor Dir verantworten!

Nachdem sie die Thränen getrocknet, schlüpfte sie aus dem Saale.

Draußen traf sie die wartende Zofe.

— Henriette, Du wirst in meine Dienste treten,

sobald Du die Villa verlassen kannst. Ich will Dich stets um mich haben ... Außerdem werde ich mein Versprechen halten, wie Du das Deinige gehalten.

Der Wagen brachte sie nach der Stadt zurück.

— Gut, flüsterte Henriette, ich trete zu Ihnen über, Fräulein! Fast möchte ich Mitleid mit der listigen Person haben, die einen so tragischen Ausgang ihres Ränkespiels, wozu ich die Hand geboten, wohl nicht befürchtet hat. Bah, was kümmert's mich? Das Duell zwischen den Brüdern ist ein unvorhergesehener Zwischenfall! Ich wasche meine Hände in Unschuld und sichere mich für die Zukunft so gut als möglich.

Am dritten Tage bewegte sich ein Leichenzug von der Villa nach dem städtischen Friedhofe. Nur wenige Wagen folgten dem Sarge, da man eine prunkvolle Beerdigung vermeiden wollte. Das Gerücht legte dem Duell mancherlei Gründe unter, das aber wird für glaubhaft gehalten, daß die Zwillingsbrüder sich um das väterliche Erbe gestritten hatten. Der Rang des Todten schloß vor der Hand eine gesetzliche Untersuchung der Angelegenheit aus, zumal da Julian schwer krank darnieder lag. In militärischen Kreisen

ward das Duell für strafbar nicht gehalten. Die öffentliche Meinung sprach sich zu Gunsten des Todten aus, während sie den Lebenden als einen leichtsinnigen und überspannten Menschen verurtheilte. Die Wahrheit vermuthete Niemand. Otto ward innig bedauert, man nahm an, daß er den glücklichsten Verhältnissen entrissen sei. Die Familie Roland hütete sich wohl, dieser Annahme zu widersprechen. Gabriele verließ das Haus des Vaters nicht mehr, sie schickte sich zu einer Reise an, die sie einige Zeit nach dem Begräbnisse unternehmen wollte, um in einer andern Umgebung Zerstreuung zu suchen. Roland empfing die Beileidsbezeugung und dankte dafür mit ernster Miene. Die junge Wittwe blieb unsichtbar.

Wir führen den Leser noch einmal in das Forsthaus.

Das Krankenbett Julian's stand in dem freundlichen Stübchen des Försters; der Kranke ahnte nicht, das Adele mit ihm unter einem Dache lebte. Die Operation, durch die man die Kugel aus dem Körper entfernt hatte, war zwar vorüber, aber der Arzt sprach doch ernste Bedenken aus; er zweifelte an der Genesung des Grafen, der schreckliche Qualen erlitt. Um ihn nicht aufzuregen, hatte man ihm gesagt, daß auch Otto verwundet darnieder liege. Diese Nachricht

übte indeß keinen Eindruck auf ihn aus; er beklagte sich nur über die unerträglichen Schmerzen und forderte von dem Arzte einen entscheidenden Ausspruch über seinen Zustand.

— Erklären Sie sich offen, bat er; ich muß an meine letztwilligen Verfügungen denken.

Der Arzt rieth dazu, um, wie er meinte, jeder Eventualität zuvorzukommen.

Am Abend des dritten Tages fragte Julian den Arzt, der stets bei dem Kranken war:

— Nicht wahr, Doktor, ich muß sterben? Die Kugel meines Bruders hat ihr Ziel getroffen?

Der Arzt antwortete durch die in solchen Fällen gewöhnlichen Phrasen.

— Fürchten Sie nicht, daß ich erschrecke, erklärte der Kranke; das Leben gilt mir nichts mehr, ich weiß, daß ich nicht wieder glücklich werden kann. Aber ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen, die mir schwer auf dem Herzen liegt ... lassen Sie mich nicht sterben, ohne daß ich ein schweres Unrecht ausgleiche ... Im Angesichte des Todes kommt der Mensch doch auf Gedanken, die ihn sonst zum Lächeln gereizt haben. Ich bin der Vater eines Kindes, dem ich Anerkennung verschaffen möchte ... die Mutter ist eine bür-

gerlich Geborene ... der sterbende Graf wird ihr die Hand reichen ... Und ich muß sterben, ich fühle es.

— So erfüllen Sie diese Pflicht! rief bewegt der Arzt. Zögern Sie nicht, denn es liegt Gefahr im Verzuge!

Der Kranke verständigte den Arzt über sein Verhältniß zu Adelen; er beschrieb ihm auch die Wohnung der Dame, die er für arm und unglücklich hielt, und bat, man möge die Vorbereitungen zur Trauung treffen. Der Arzt nahm Rücksprache mit dem Förster, und empfahl Eile, da nach seiner Ansicht der Verwundete den nächsten Morgen nicht erleben werde. Auch Frau Hoche ward in das Geheimniß eingeweiht, die Adelen von der Absicht des Kranken unterrichtete, während Richard nach dem nahen Dorfe fuhr, um den Pfarrer zu holen; er zweifelte an der Einwilligung Adelens nicht, da die Trauung sie zur Gräfin erhob und ihre Ehre wieder herstellte.

Das Abendroth beleuchtete sanft das Stübchen, als Adele, einfach gekleidet, eintrat. Der Arzt hatte geflissentlich den Patienten allein gelassen.

— Ich muß, ich muß! flüsterte sie vor sich hin. Meine Ehre geht mir über Alles! Gott hat das Herz dessen erweicht, der mich grenzenlos elend gemacht.

Julian hörte das Rauschen ihres Kleides.

— Adele! rief er leise.

Sie neigte sich über ihn.

— Ich bin es!

Ein mattes Lächeln verklärte seine bleichen Züge.

— Du findest einen Sterbenden, Adele!

— Hoffe, Hoffe, mein Freund!

— Ich kann nicht aus der Welt scheiden, ohne Dich um Verzeihung zu bitten und Dich in die Rechte einzusetzen, deren Du längst hättest froh werden müssen ... Ich bin nicht Otto, ich bin Julian von Ravenstein ... den Namen des Bruders, des Zwillingsbruders, verwandte ich, um mich zu rächen ... frage nicht nach den Gründen ... Du bleibst als meine Gattin zurück und sorgst für unser Kind ...

Die sich rasch nahende Schwäche hinderte ihn, weiter zu sprechen. Sein Haupt neigte sich zur Seite.

— Gott im Himmel, bat leise die arme Adele, friste ihm das Leben noch kurze Zeit, daß er das mir gegebene Versprechen zu halten im Stande sei! Du liest in meinem Herzen, Du weißt, daß ich nicht nach Ansehen und Reichthum strebe; aber die Ehre gib mir zurück, das höchste Gut einer Frau!

Sie kniete am Bette nieder und betete.

Als der Kranke regungslos verblieb, rief sie angsterfüllt den Arzt, der sogleich eintrat.

Erregen Sie ihn nicht! flüsterte er, nachdem er den Grafen betrachtet hatte. Die Ermattung ist so vollständig, daß wir ihm Ruhe gönnen müssen.

Er reichte dem Kranken eine erfrischende Medizin.

Eine Stunde verfloß unter bangem Harren.

Der Graf rief Adelen.

— Wo bleibt der Pfarrer? fragte er leise.

— Wir erwarten ihn.

— Er darf nicht zu lange bleiben.

— Wie fühlst Du Dich?

— Es wird bald aus sein mit mir.

Adele mußte weinen, als sie das matte Auge des Mannes sah, der ihr so herben Schmerz bereitet hatte. Ach, in diesem Augenblicke empfand sie keinen Groll, sie verzieh dem Grafen Alles. Das Rollen eines Wagens, der im Hofe still hielt, nahm eine schwere Last von der Brust der armen Adele. Der Pfarrer, im Ornate, und der Förster traten ein. Ihnen folgte Frau Hoche, die eiligst das Sonntagskleid angelegt hatte. Richard hatte den Pfarrer unterwegs von Allem unterrichtet: der Seelsorger, ein aufgeklärter und freidenkender Mann, ließ sich die Personen vorstellen, die er kopuliren sollte. Der Förster

und der Arzt verbürgten sich für die Identität derselben. Julian schien neue Lebenskraft erhalten zu haben, als er den Pfarrer sah; er antwortete fest und entschieden auf die an ihn gestellten Fragen und bat um Beschleunigung der Ceremonie, die der Geistliche vorzunehmen sich getraute, da er den Bräutigam bei vollem Bewußtsein fand. Nach einer sehr kurzen Ansprache des Pfarrers kniete Adele neben dem Bette nieder ... das Brautpaar empfing den Segen der Kirche. Adele war so tief ergriffen, daß man sie aus dem Stübchen führen mußte. Julian verlangte die letzten Tröstungen der Religion, die ihm bereitwillig gewährt wurden. Er verschied während der Pfarrer das Gebet sprach. Als Adele den Tod ihres Gemahls vernahm, faltete sie zitternd die Hände und blickte zum Himmel empor.

— Gott sei seiner Seele gnädig! flüsterte sie. Ich hege keinen Groll mehr gegen ihn, ich darf ja das Auge frei erheben und mich die rechtmäßige Gattin des Grafen von Ravenstein nennen. Ach, hätte ich mein Kind noch, mein liebes, liebes Kind!

Am nächsten Morgen brachte man den todten Duellanten nach dem städtischen Leichenhause, von wo aus er am dritten Tage beerdigt wurde, und zwar an der Seite seines Bruders. Die Beiden, die sich

im Leben gehaßt und stets bekämpft hatten, ruheten jetzt friedlich neben einander im Schooße der mütterlichen Erde. Mit ihnen war die männliche Linie der Grafen von Ravenstein ausgestorben; eine Gräfin dieses Names existirte noch, in der Person Adelen's, die sich durch den vom Pfarrer ausgestellten Trauschein legitimiren konnte.

Gegen Abend hielt eine Equipage vor dem Forsthause. Richard erschien, um seine Herrin zu empfangen, die in Begleitung eines alten Herrn angekommen. Er führte beide Gäste in das freundliche Zimmer des Erdgeschosses. Der Förster erkannte in dem feingekleideten Herrn den Bettler nicht, den er einst an der Gartenthüre gefunden.

Sabine fragte freundlich:

— Wo ist Adele?

— Bei der Mutter antwortete Richard.

— Kann ich zu ihr gehen?

Richard verneigte sich.

— Unterhalten Sie diesen Herrn, lieber Freund, den ich Ihnen warm empfehle.

Nach diesen Worten rauschte Sabine aus dem Zimmer.

Der alte Herr zog zitternd seine Börse und legte drei Friedrichsd'or auf den Tisch.

— Was soll das? fragte Richard, der von einer Ahnung beschlichen ward, je länger er die Züge des Greises betrachtete.

— Ich zahle ehrlich meine Schuld zurück.

— Sie wären ...

— Derselbe Bettler, dem Sie ein Ruheplätzchen an Ihrem Garten gönnten. O, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Förster, um so mehr, als Sie auch meiner Tochter ein Obdach gönnten ...

— Ihrer Tochter?

— Ich bin Georg Kron ...

— Mein Gott, mein Gott!

Georg reichte dem jungen Manne die Hand.

— Ich komme nicht mehr als Bettler zu Ihnen, sondern mit einem großen Vermögen, das ich meiner Tochter abtrete. Wollen Sie auch mich aufnehmen, daß ich den Lebensabend im Kreise meiner Familie genießen kann ...

Thränen erstickten die Stimme des Greises, der schluchzend hinzufügte: „Ich habe viel und lange gelitten! Jetzt lächelt mir noch einmal die Sonne des Glücks ... Ich habe es wohl verdient!“

Eine peinliche Pause trat ein.

— Ihr Vater, sagte darauf der Alte, war mein Jugendfreund, der brave Zacharias starb viel zu früh für mich ... unsere Lebenswege trennten sich, aber unsere Herzen blieben vereint ... Lebte er noch, ich würde mich an seiner Brust ausweinen können ... Nun treffe ich den Sohn ...

Richard drückte dem Greise die Hand.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet ... Adele trat ein. Laut aufschreiend warf sie sich an die Brust des Vaters ... Erst nach Minuten konnten Vater und Tochter Worte finden, um gegenseitig Erklärungen abzugeben. Frau Hoche stand auf der Schwelle der Thür und weinte. Als Ruhe eingetreten, begrüßte sie den Gast, den Richard ihr als einen Jugendfreund des Vaters vorstellte: er brauchte nur wenig noch hinzuzufügen, da Sabine bereits Aufklärung ertheilt hatte.

— Sind Sie zufrieden? fragte sie, dem Greise näher tretend.

— Ich kann dem Himmel nicht genug danken, der mich so gnädig geführt hat! O, nun sei Alles, Alles vergessen! Hier ist mein Reichthum ... ich übergebe ihn meiner Tochter ...

Er reichte Adelen die alte Brieftasche, die er hervorgezogen hatte; sie enthielt dreimalhunderttausend Thaler in guten Staatspapieren.

Sabine zog den Alten bei Seite.

— Herr Kron, halten Sie jetzt Ihr Wort ... Sie wollten mir gewisse Papiere aushändigen ...

— Ich bedarf dieser Papiere nicht mehr; begleiten Sie mich, ich werde sie holen.

— Wohin wollen Sie?

— Nicht weit von dem Forsthause muß ein Kreuz im Walde stehen ... Dort habe ich sie verborgen. Führen Sie mich, Herr Förster, ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen.

Alle machten sich auf den Weg. Man kam bald bei dem Kreuze an. Nichts verrieth, daß hier vor einigen Tagen ein Duell stattgefunden, dem zwei Menschenleben zum Opfer gefallen waren.

Der Alte lockerte die Erde auf dem Hügel und holte ein in Leinwand gewickeltes Paket hervor, das er Sabinen überreichte.

— Nehmen Sie den Dank für die Pflege, die Sie meiner Tochter haben angedeihen lassen. Die Ehre des Bankiers Roland, fügte er leise hinzu, bleibt unangetastet.

Zurückgekehrt in das Forsthaus, stellte sich Adele als Gräfin von Ravenstein vor und präsentirte ihren Trauschein. Sabine errröthete zwar, indem sie die Trauungsgeschichte hörte, aber sie stattete doch ihre Glückwünsche ab und drückte der in den Adelstand erhobenen Freundin die Hand. Vater Kron weinte vor Rührung; er umarmte Alle und pries laut die Vorsehung, die ihm am Abend des Lebens noch solche Freude zu Theil werden ließ. Adele stand traurig am Fenster. Das kleine Wesen trat zu ihr und flüsterte:

— Dein Vater hat meinem Bruder einen wichtigen Dienst geleistet, ich vervollständige dafür Dein Glück. Warte noch eine Stunde und alle Deine Thränen sie werden getrocknet sein.

Sie ging und bestieg ihren Wagen. Die Zurückbleibenden besprachen die Ereignisse, so daß ihnen die Zeit rasch verfloß. Plötzlich trat Sabine wieder ein; ihr folgte eine Magd, die ein Kind trug.

— Ottilie! schrie Adele auf.

Sie hatte ihre Tochter erkannt, die sie stürmisch an die Brust drückte.

— Frage mich nicht weiter, flüsterte Sabine, ich

habe Dein Kind vor dem Grafen gerettet, der sich seiner zu entledigen suchte.

Dann verschwand das kleine boshafte Wesen, das sich den Anschein einer Retterin in der Noth gab, während es doch die raffinirtesten Intriguen verübt hatte, um das Glück des Mannes zu untergraben, der sie beleidigt hatte.

Schon nach einem Jahre reichte der Förster der verwittweten Gräfin von Ravenstein die Hand und bezog mit ihr die Villa, die Richard um einen mäßigen Preis von dem Bankier kaufte. Gabriele verband sich später mit einem Kaufmann, der als Kompagnon in das Bankhaus trat. Roland war für immer von der Sucht geheilt, sich in adelige Familien einzudrängen, er hatte noch bei guter Zeit erkannt, daß die Solidität des Bürgerthums ein nicht zu unterschätzendes Glück sei.

Sabine nahm ein sehr tragisches Ende; sie verunglückte auf einer Reise bei einem Eisenbahn-Unfalle; man brachte ihre Leiche in die Heimath.

Das gräfliche Vermögen fiel der Wittwe Lobau zu, die sich mit dem Hofrath von Löwenhorst vermählte. Adelen's Anstrengungen, für ihr Kind etwas zu erlangen, hatte keinen Erfolg, da Julian durch die

Verbindung mit einer bürgerlichen Frau seiner Erbansprüche verlustig geworden. Das Kreuz im Walde sieht man heute noch; Richard Hoche, der allgemein geachtete Landwirth, sorgt dafür, daß das Erinnerungszeichen an dem Orte verbleibe, wo er seine angebetete Gattin kennen und lieben gelernt.

Tag und Nacht.

Ein Bild aus dem Bergwerksleben.

1.

Ermüdet vom langen Wandern durch die Berge kamen wir gegen Abend in ein Thal, dessen Reize uns auf den ersten Blick fesselten. Ein Bach, der die Hälfte der Thalsohle für sein Bett in Anspruch nahm, murmelte uns über klaren Kiesgrund entgegen, eine angenehme Kühle verbreitend. Die beiden Höhenzüge, die das Thal einschlossen, waren mit frischer, kerniger Waldung bedeckt, aus der hier und dort ein Fels sein kahles Haupt erhob. In sanften Biegungen, die stets ein neues Bild boten, wand sich der Weg neben dem Bache fort. Mein Reisegefährte, ein berühmter Fabrikant und praktischer Mann, hatte seine Freude an den kräftigen Baumstämmen, während ich die poetische Landschaft in ihrer Gesammtheit auffaßte. Eine Mühle, deren kleines Wasserrad munter schnurrte, war der Anfang des Dörfchens,

das sich plötzlich unseren Blicken zeigte. Die Häuser, meist elende Hütten, lagen theils an den Ufern des Baches, theils hingen sie wie Schwalbennester an den Bergen, umgeben von Gärtchen und kleinen Feldern. Den Hintergrund dieser pittoresken Landschaft bildete das Kirchlein, das, umgeben von hellen Grabsteinen und schwarzen Kreuzen, auf der Hochebene lag. Bewundernd blieben wir stehen, als die Abendglocke von dem Berge herab ertönte.

— Glück auf! rief eine Stimme, die störend unsere Andacht unterbrach.

Ein alter Bergmann, dessen schwarze Kleider mit grauem Staube bedeckt, schritt an uns vorüber. Ganze Gruppen seiner Kameraden, die aus einer von uns bis dahin nicht bemerkten Schlucht traten, folgten ihm. Alle grüßten. Man sah es ihnen an, daß sie ein schweres Tagewerk hinter sich hatten; es verrieth dies nicht nur ihr schleppender Gang, sondern auch ihr bleiches Gesicht und ihr matt glänzendes Auge. Einer nach dem Andern trennte sich von dem Haufen; wir sahen die schwarzen Gestalten auf den weißen Fußpfaden, die zu den an den Bergen gelegenen Hütten führten, oder auf dem Hauptwege, von wo sie in den rechts und links liegenden Häuschen ver-

schwanden. Wir durften nicht mehr zweifeln, daß wir ein Bergmannsdorf vor uns hatten.

Das Wirthshaus, das wir aufsuchten, war so einladend, daß wir beschlossen, hier Nachtquartier zu nehmen. Der Wirth, ein ehemaliger Bergmann, wie wir später erfuhren, geleitete uns in das überaus reinliche Gastzimmer. Vater Reich, wie er genannt wurde, versicherte, daß wir in seinem Kämmerchen, für Fremde eingerichtet, sehr gut schlafen würden. Das bestellte Nachtessen ward uns von einem lieblichen Mädchen servirt, der zwanzigjährigen Wirthstochter. Gretchen war eine wirkliche Landschönheit; frische rosige Wangen, schwarzes Haar und große blaue Augen machten sie zu einer pikanten Erscheinung. Ihre Toilette war einfach, im Geschmacke der dortigen Gegend; aber sie stand dem schmucken Mädchen so wohl an, daß man sie in städtischen Kleidern nicht hätte sehen mögen. Früh am Morgen stand sie auf, arbeitete den ganzen Tag, bediente die Gäste und ersetzte vollkommen die Hausfrau, die der Tod vor zwei Jahren abberufen hatte. So erzählte Vater Reich, der die Tochter, das einzige Kind, seinen Augapfel nannte. Aber es gab noch einen Menschen in dem Dorfe, dem Gretchen lieb sein mußte wie sein Augapfel; wir erfuhren dies, als wir Abends in der

Laube saßen und nach eingenommenem Nachtmahle uns an dem frischen Tranke labten, den Gretchen credenzt hatte. Ein junger Bergmann schlich durch die hohen Stachelbeerhecken und Gretchen schlüpfte zu ihm, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot. Von dem Geplauder der Beiden konnten wir freilich nichts verstehen, aber in des Mädchens Zügen prägte sich eine Glückseligkeit aus, welche die Nähe des Geliebten ihm bereitete. Der junge Mann wartete in unerschütterlicher Geduld, er war zufrieden, wenn er das geschäftige Gretchen sehen und ihr zunicken konnte. Später trafen wir ihn in der Gaststube, wo er sich in Gesellschaft einiger Kameraden an einem Krüglein Bier labte. Die älteren Männer, die für kurze Zeit erschienen, sahen krankhaft bleich aus, sie sprachen wenig, rauchten in apathischer Ruhe ihr Pfeifchen und entfernten sich, schüchtern grüßend. Das fröhliche Leben, dem sich sonst die Bevölkerung nach gethaner Arbeit hingibt, schien hier nicht heimisch zu sein. Ich drückte dem Wirthe meine Verwunderung darüber aus. Vater Reich lächelte schmerzlich.

— Du lieber Himmel, meinte er, wie kann der Bergmann fröhlich sein! Die mühsame Arbeit, der er sich unterziehen muß, wird nur kärglich bezahlt und der lange Aufenthalt tief in der Erde untergräbt

seine Gesundheit. Bei uns muß jeder Pfennig dreimal umgedreht werden, ehe man ihn ausgibt. Weib und Kind wollen ernährt und bekleidet sein. Kommt der Mann von der Arbeit, so ist er todtmüde, er muß ruhen; steigt er in den Schacht hinab, so weiß er nicht, ob er wiederkehrt ... Glauben Sie nicht, daß wir gegen die Gefahr abgestumpft werden ... Ich erinnere mich noch der Zeit, als ich einfuhr: mir standen stets die Thränen in den Augen, wenn ich von Weib und Kind Abschied nahm, und eine Angst preßte mir die Brust zusammen, als ob ich meine Familie nie wiedersehen würde. Erfuhren wir nun, daß hier und dort ein Grubenunglück geschehen, so mehrte sich diese Angst ... meine lieben Herren, der Bergmann hat keine frohe Stunde. Sehen Sie, da ist der Untersteiger Andreas, der mein Mädchen lieb hat ... ich habe auch Nichts dagegen, denn er ist ein braver arbeitsamer Bursche ... und Gretchen mag ihn leiden, sie hat ihn in ihr Herz geschlossen; aber was ist das für ein Ding, so eine Bergmannsliebe! In anderen Berufsklassen fühlen sich die Liebesleute glücklich, bei uns zittern sie, wenn die Arbeitsstunde schlägt ... Nein, es ist zu traurig. Es giebt allerdings Bergleute, die alt und grau werden; mancher aber büßt als junger Mensch sein Leben ein. Könnte

ich wie ich wollte, ich hätte den Andreas schon zu mir genommen; aber er hat eine alte Mutter und eine verkrüppelte Schwester zu ernähren, da geht so etwas nicht an. Der liebe Gott wird ja helfen!

Der folgende Tag war ein Sonntag. Tiefe Ruhe lag über dem herrlichen Thale ausgebreitet, das im hellen Sonnenschein erglänzte. Wir saßen vor dem Hause und tranken den Kaffee. Da riefen die Glocken zur Kirche. Die Thüren der Häuschen, die wir von unserm erhöhten Platze aus sehen konnten, öffneten sich und Männer und Frauen erschienen, um nach der Kirche zu wallen. Auch Gretchen, festlich geschmückt, schlüpfte an uns vorüber; sie fragte freundlich, ob wir nicht auch zur Kirche wollten, von deren Thurme sich eine prachtvolle Aussicht böte, so prachtvoll, wie sie nirgends weiter zu finden sei. Ohne zu überlegen, schlossen wir uns dem muntern Kinde an. In dem Thale trafen wir die Bergleute, die uns ehrfurchtsvoll grüßten; schweigend gingen sie den Weg, der sanft bergan zu dem Kirchlein führte, dessen Portal geöffnet war. Wir hörten schon die Orgelklänge, die den Choral einleiteten. Es war eine erhebende Spanne Zeit, die ich erlebte. Vor mir lag das kleine alterthümliche Gotteshaus mit seinen plumpen Strebepfeilern, seinen langen und

schmalen Fenstern, deren runde Glasscheiben in Blei gefaßt, mit seinem stumpfen Thurme und der alten Linde, welche die Südseite beschattete. Ringsum erhoben sich geschmückte Grabhügel, deren Steine und Kreuze rührende Inschriften trugen. Sorgfältig gepflegte Blumen prangten überall; nirgends zeigte sich die Pietät für die Verstorbenen prunkloser und naiver als auf dem Friedhofe dieses Bergmannsdorfes. Fand ich doch Gräber, die mit Flittergold geschmückt waren.

Die kleine Kirche war fast nur mit Bergleuten angefüllt, die man an ihren schwarzen, mit glänzenden Knöpfen besetzten Kleidern erkannte. Wie andächtig sangen sie den Choral, wie aufmerksam hörten sie die Predigt an! Nach dem Gottesdienste führte uns Andreas, der Untersteiger, auf den Thurm; Gretchen hatte ihn veranlaßt, sich uns vorzustellen. Wahrlich, das gute Kind hatte nicht zu viel gesagt von der prachtvollen Fernsicht! Tief unter uns lag das Dorf, jedes einzelne Haus desselben ließ sich unterscheiden. Der Bach wand sich wie ein blinkendes Band auf der Thalsohle hin und verschwand vor der Mühle, deren Rad heute still stand. Dort lag unser Gasthaus; Vater Reich, wir konnten es deutlich unterscheiden, stand auf der obersten Treppenstufe und wartete der Tochter, die zu ihm hinanstieg. Ein großer

Theil der Bergleute entfernte sich nicht sogleich, man sah sie zwischen den Gräbern langsam auf und abgehen. Kein Wort, kein Laut drang zu uns empor, denn die schlichten Leute feierten still die Erinnerung an ihre Todten. Nach und nach verließen sie den Friedhof, wo mancher von ihnen wohl Thränen der Wehmuth vergossen haben mochte.

Von dem Thurm aus konnten wir über die Höhenzüge hinwegsehen. Auf der weiten Hochebene lagen noch andere Dörfer und zwischen diesen die Holzgebäude der Schächte, in denen die Bergleute arbeiteten. Andreas nannte alle bei Namen und bezeichnete auch die reichen Besitzer derselben, die in den benachbarten Städten wohnten. Meistentheils waren es Kohlengruben, die Tausenden von Arbeitern Lebensunterhalt gewährten. Andreas erzählte uns von schlagenden Wettern, von Verschüttungen und sonstigen Gefahren, die tief im Schooße der Erde auf den fleißigen Bergmann lauern. Mit Stolz pries er die Einrichtungen des Schachtes, in dem er selbst arbeitete; die Gefahren, schloß er, seien dadurch zwar nicht beseitigt, aber doch weniger wahrscheinlich gemacht. Dann erbot er sich, uns am folgenden Morgen einen Schacht zu zeigen. Wir nahmen uns vor, den Antrag in Erwägung zu ziehen.

Der Untersteiger begleitete uns nach dem Wirthshause zurück.

Wir luden ihn ein, Mittags unser Gast zu sein. Wie strahlte sein jugendliches, aber doch schon bleiches Gesicht vor Freude! Er nahm die Einladung an. Zuvor jedoch, meinte er, müsse er seiner Mutter Bescheid sagen. Wir folgten ihm zu einem Häuschen, das rechts am Wege lag. Die Thür desselben war geöffnet. Auf dem Vorplatze, der zugleich als Küche diente, stand eine alte Frau am Herde, beschäftigt, das Mittagsmahl zu bereiten.

— Mutter! rief der Bergmann.

— Andreas! tönte es zurück.

Die Alte trat an die Schwelle. Verwundert starrte sie die beiden Fremden an, die in Begleitung ihres Sohnes gekommen waren. Als Andreas ihr Aufklärung gegeben, lächelte sie vor Stolz und Freude.

— Es ist gut! rief sie zitternd. Ich bin zufrieden, wenn ich weiß, wo mein Sohn ist. Es geht knapp her bei uns, Andreas mag einmal gut speisen, ich gönne es ihm von Herzen.

Sie trocknete die braune hagere Hand in der Schürze, um sie uns zu reichen.

In der kleinen Laube neben der Thür saß ein bleiches abgemagertes Mädchen auf einen Holzschemel.

— Hast Du gehört, Lise? fragte die Mutter. Dein Bruder ist von diesen vornehmen Herren eingeladen.

Auch die Kranke lächelte und nickte mit dem Kopfe.

— Gehe nur, Andreas! flüsterte sie matt.

— Sie kann nicht aufstehen, sagte die Mutter entschuldigend; wir müssen das arme Kind mehr tragen als führen, wenn es wohin gebracht werden soll. Es ist ein wahres Glück, daß wir den guten Andreas haben, der so fleißig für uns sorgt ...

— Still, Mutter! unterbrach sie ernst der junge Mann. Ich thue meine Schuldigkeit und damit gut.

— Ist der Vater schon lange todt? fragte ich.

— Fünf Jahre, antwortete die Alte. Er ist beim Einfahren verunglückt ... Wir wissen heute noch nicht, wie dies eigentlich zugegangen. Gesund und kräftig ging er fort, als Leiche brachten sie ihn wieder.

Die Wittwe trocknete mit der groben Schürze die Thränen, die ihr über die durchfurchten Wangen rannen.

— Das war ein herber Schlag! fügte sie schluchzend hinzu. Gott gebe nur, daß meinem Sohne nichts passirt.

Andreas reichte der Mutter und der Schwester die Hand und wandte sich zum Gehen. Ich begleitete ihn.

— Die arme Mutter lebt in steter Angst, sagte er leise zu mir; aber ich kann doch nicht gleich eine andere lohnende Beschäftigung erhalten, darum muß ich ausharren.

Während er sprach, blickte ich zurück.

Mein Reisegefährte legte dem kranken Mädchen eine Banknote in den Schooß, dann eilte er, um sich mit uns zu vereinigen. Noch hatten wir den schmalen Weg nicht erreicht, der über den Bach führte, als uns ein junger noch rüstiger Bergmann entgegentrat, der von einem kleinen Knaben geleitet ward.

— Grüß Dich Gott, Conrad! rief Andreas.

Jetzt bemerkten wir, daß Conrad blind war; wir sahen zwei eingedrückte Höhlen ohne Augen.

Der Angeredete hatte die Stimme des Untersteigers erkannt; er streckte tappend die Hand aus, die Andreas ergriff. Beide waren Freunde, wie sich aus dem kurzen Gespräch, das sie führten errathen ließ. Der Blinde erweckte schmerzliche Betrachtungen in mir. Vollkommen kräftig und arbeitsfähig, fehlte ihm das Augenlicht; er war schwach und elend, auf die Führung eines Knaben angewiesen. Andreas erzählte uns, daß jener Conrad, ein fleißiger Bergmann,

durch eine leichte Explosion in der Grube, deren Veranlassung nicht ermittelt sei, Verletzungen im Gesichte erlitten habe, während zwei seiner Kameraden erschlagen wären. Der Unglückliche sei nun auf die Mildthätigkeit Anderer angewiesen, da er nicht arbeiten könne. Auch diesen Blinden beschenkte mein großmüthiger Freund in herzgewinnender Weise.

Wir erreichten das Gasthaus.

Das einfache aber schmackhafte Mahl mundete uns vortrefflich. Auch Gretchen mußte Theil daran nehmen und neben ihrem Untersteiger sitzen. Vater Reich hatte seine Freude an den Kindern, aber er seufzte doch mitunter recht schwer, als ob er sagen wollte: Es ist nicht alles wie es sein soll, die Sonne des Glücks scheint nicht ungetrübt.

— Wäre der Andreas nur nicht Bergmann! meinte er nach Tische.

— Warum? fragte ich.

— Die Existenz eines Bergmanns ist zu ungewiß.

— Uebergeben Sie dem Schwiegersohne Ihre Wirthschaft.

Der alte Mann zuckte mit den Achseln.

— Ich würde es gern, wenn dies Haus mein Eigenthum wäre. Bringt es Andreas so weit, daß

er nicht mehr einzufahren braucht, dann mag er sich mit meiner Tochter trauen lassen, früher nicht.

— Sie sind hartherzig, alter Freund!

— So mag es dem scheinen, der die Verhältnisse in unserm Thale nicht kennt; ich glaube als Vater für meine Tochter zu sorgen, wenn ich vor der Hand noch die Einwilligung versage. O, es reißt mich zuweilen tüchtig herum, wenn ich sehe, wie lieb die Beiden sich haben; aber ich kann nicht anders. Die Erfahrungen, die ich gemacht, sind zu traurig. Ja, wäre ich ein reicher Mann!

Der Alte ging hinaus, um seine Bewegung zu verbergen.

Gretchen mochte das Gespräch belauscht haben, denn sie hatte trübe Augen, als sie uns den Kaffee brachte. Auf unsere Fragen antwortete sie zwar freundlich, aber sie konnte doch nicht mehr lächeln.

Andreas erbot sich, unser Führer durch die Umgegen zu sein. Wir nahmen den Vorschlag an, und wahrlich, wir hatten keinen Grund, unser längeres Bleiben in dem Dorfe zu bereuen. Der junge Mann führte uns zu überraschend schönen Punkten und dabei erzählte er die Sagen von Grotten und Höhlen so lebhaft, daß unsere Phantasie auf das Angenehmste erregt wurde. Auch an einem Kohlenschachte kamen

wir vorüber; wir konnten einen Blick werfen in die grausige Tiefe, vor der wir zurückbebten. Da die Arbeit ruhte, mußten wir uns mit den Erklärungen begnügen, die der Untersteiger über den Betrieb gab. In der Abenddämmerung kamen wir von einer Tour zurück, die zu den angenehmsten der ganzen Reise gehört.

Die letzten Abendstunden boten uns Gelegenheit, die Gasthausfreuden der Bergleute kennen zu lernen; sie saßen still bei einem Kruge Bier, unterhielten sich leise, fast schüchtern, und entfernten sich, als die alte Stubenuhr die neunte Stunde angekündigt hatte. In der Frühe des nächsten Morgens mußten sie ja wieder an die gefahrvolle Arbeit. Vater Reich drückte jedem der scheidenden Gäste herzlich die Hand.

— Wer weiß, sagte er zu uns, als der letzte sich entfernt hatte, wie viel von den braven Leuten ich am nächsten Sonntage wiedersehe. Glückauf! rief er aus gepreßter Brust. Mir ist immer, als ob einmal ein großes Unglück geschehen müßte.

Auf unsere Frage nach dem Grunde dieser Befürchtung antwortete er:

— Der Betrieb der Grube, in welchem jene Bergleute arbeiten, ist nicht ganz ordnungsmäßig; die Grubenverwaltung will an allen Ecken und Enden

sparen ... man darf nicht darüber sprechen, Ihnen aber darf ich es wohl sagen. Wir können von Glück sagen, daß noch Alles gut abläuft. Glückauf! Glückauf!

Wir nahmen die Gelegenheit wahr, ein Wort für Gretchen und Andreas einzulegen; der Alte aber blieb fest, er wollte vor der Hand von der Heirath nichts wissen. Andreas nahm Abschied; standhaft verweigerte er das Geschenk, das wir ihm reichen wollten.

— Sie haben es gut gemeint mit mir, ich weiß es, flüsterte er uns zu; aber mit dem alten Starrkopfe läßt sich nichts anfangen, er ist unbeugsam wie ein Brecheisen. Ganz unrecht hat er nicht, aber in meiner Lage ...

Er trocknete eine Thräne, die ihm über die Wange rann, und ging.

Mit dem Schlage fünf Uhr am nächsten Morgen waren wir zur Abreise gerüstet. Wir wollten die Morgenfrische benutzen, um die drei Stunden entfernte Eisenbahnstation zu erreichen. Gretchen nahm bewegt Abschied, sie versicherte, daß sie unsere Theilnahme nie vergessen werde, und dankte mit herzlichen Worten. Vater Reich stand schon in der Hausthür; er geleitete uns die Steintreppe hinab, die auf die Straße führte.

— Warten Sie, sagte er; Sie können sich dem Nachbar anschließen, der zur Grube geht, er wird Ihnen den Weg zeigen, den von hier aus zu beschreiben schwer ist.

Reich trat zu einem Häuschen, das links am Wege lag. Nachdem er durch die trüben Scheiben des Fensters gesehen, winkte er uns. Wir gingen zu ihm.

— Wollen Sie sich von dem Glücke eines Familienvaters überzeugen, der Bergmann ist? fragte er leise. Werfen Sie einen Blick durch dieses Fenster.

Wahrlich, eine rührende Scene bot sich dar.

Wir sahen eine kleine ärmliche Kammer, deren Wände aus nacktem Lehme bestanden. Die Morgendämmerung war schon so weit vorgerückt, daß wir die einzelnen Gegenstände deutlich unterscheiden konnten. In einem breiten, sehr niedrigen Bette, das einem großen viereckigen Kasten ohne Deckel glich, lagen drei Kinder neben einander im festen Schlafe. Ihre Köpfe berührten sich gegenseitig und die kleinen Hände lagen eine über der andern. Eine wollene Decke lag über den kleinen Schläfern ausgebreitet. Das erste Licht des jungen Morgens traf ihre lieblichen Gesichter. Wie sanft schlummerten sie, nicht ahnend den Ernst des Lebens, der den Vater hinaus-

trieb zu gefahrvoller Arbeit. Wo war der Vater? Jetzt kam er aus dem Wohnstübchen, eine kräftige Mannesgestalt im schwarzen Arbeitsanzuge. Einige Augenblicke betrachtete er die Kinder, dann kniete er nieder und küßte vorsichtig die Händchen, die, eine in die andere verschlungen, sich leise regten. Die Mutter, eine bleiche Frau, stand hinter ihm; sie trug das kleine Bündel, das den Mundvorrath des Arbeiters enthielt. Schmerzlich lächelnd sah sie dem Abschiede zu. Der Mann raffte sich, wie es schien, gewaltsam empor. Dann reichte er der Gattin die Hand, nahm das Bündel und verschwand.

Tief ergriffen traten wir zurück.

— Haben Sie sich überzeugt? fragte leise der Alte.

Wir bejahten es.

— Und dies wiederholt sich fast jeden Morgen, fügte Reich hinzu. Ich erinnere mich noch der Zeit, in der ich auszog, wenn der Morgen graute; mein Gretchen lag auch so schlummernd im Bette und meine liebe Frau . . .

— Glück auf! rief eine Stimme.

Der Bergmann war aus dem Häuschen getreten; er kämpfte noch mit der Bewegung, die der Abschied erzeugt hatte. Die bleiche Frau sah aus dem

Fenster ihm nach. Wie freundlich erklärte er sich bereit, uns zu führen.

— Reisen Sie glücklich! rief der Wirth, indem er uns die Hände schüttelte.

Wir gingen.

— Glückauf! rief die Frau aus dem Fenster.

Ein schmaler Steg brachte uns an das jenseitige Ufer des Baches, der in monotonem Murmeln sein Wasser über klaren Kießsand ergoß. Schweigend gingen dunkle Gestalten an uns vorüber, die aus den Häusern traten. Wir hatten sie gesehen, als sie erschöpft aus dem Schachte kamen; wir sahen sie auch jetzt, am frühen Morgen, nicht minder ernst und still als vorgestern Abends. Damals drückte sie Erschöpfung, jetzt bange Befürchtung für das Leben.

Der Bergmann führte uns durch die Schlucht neben der Mühle. Kurze Zeit stiegen wir bergan, dann betraten wir die Hochebene und erreichten nach einer halben Stunde den Schacht, bei dem wir auch den Untersteiger antrafen. Die Bergleute, die von allen Seiten herbeikamen, versammelten sich in einem Holzschuppen. Nachdem die schrillen Töne einer Glocke verklungen waren, verlas ein Beamter die Liste der zur Einfahrt bestimmten Arbeiter. Sie antworteten der Reihe nach mit „hier!“ Nun begann das Mor-

gengebet, eine erhebende Andacht, die dem beginnenden Tagewerk einen feierlichen Charakter verlieh. Mir war, als ob man die armen Männer, die einige Groschen für ihre Familien verdienen wollten, zum Tode vorbereitete. Ich konnte mich dieses Eindrucks nicht erwehren, obgleich ich die fromme Sitte, jedes Werk mit Gott zu beginnen, hoch schätze. Nach dem Amen traten alle zu dem Schachte. Die Einfahrt begann. Eine der schwarzen Gestalten nach der andern verschwand von der Erde. Das Glöcklein, das die ununterbrochene Sicherheit der Werke andeutet, tönte hell durch den herrlichen Sommermorgen. Wir schritten auf dem uns angezeigten Wege weiter, der strahlenden Sonne entgegen, die herrlich hinter einem Bergrücken hervortrat und die ganze Ebene mit einem Lichtmeere übergoß. Tief unter uns, bei dem matten Scheine der Grubenlampe, arbeiteten die fleißigen Bergleute.

2.

Zehn Jahre waren verflossen. Wiederum kamen wir von einer größeren Sommerreise zurück. Diesmal brachte uns die Eisenbahn bis in die Nähe des Dörfchens, in dem wir einst zwei angenehme Tage verlebt hatten. Wir brauchten nur eine Stunde zu wandern, um bis dorthin zu gelangen. Was wird aus Gretchen und dem Untersteiger geworden sein? fragten wir uns. Ob Vater Reich noch lebt, der freundliche Wirth? Wir hatten oft in traulichen Winterabenden von den schlichten Bergleuten geplaudert und eine Art Interesse für sie bewahrt. Fort, sagte entschieden mein Gefährte, wir wollen die nächste Nacht bei Vater Reich schlafen, wenn er noch lebt; die Zeit ist uns ja nicht karg bemessen. Wir verließen die Eisenbahn und wanderten dem Thale zu, das wir schon nach einer halben Stunde erreichten. Der klare Bergbach kam uns entgegen, wir kannten ihn schon. Und dort oben zeigte sich der kahle Fels, der in seinen grotesken Bildungen einem riesigen

Meduſenhaupte glich. Derſelbe Buchenforſt empfing uns, in deſſen Schatten wir vor zehn Jahren gewandert waren. Man ſah es den kernigen Stämmen nicht an, daß ſie um ein gutes Stück Zeit älter geworden waren. Wir aber hatten uns verändert; unſere Häupter waren ergraut, obgleich wir noch im kräftigſten Mannesalter ſtanden. Bald hörten wir das Rauſchen der Mühle, jetzt ſahen wir ſie . . . nichts an ihr hatte ſich verändert als das Dach, das früher mit Schilf, jetzt mit rothen Ziegeln gedeckt war. Nun überſchritten wir den Steg und erreichten die Bergſchlucht, die zu der Hochebene führte. Wahrlich, wir begrüßten nur alte Bekannte, als wir die Häuſer, den Friedhof und das Kirchlein mit dem ſtumpfen Thurme erblickten, von dem aus wir die reizende Fernſicht genoſſen hatten. Aber wie ſtill war es in dem romantiſch gelegenen Dorfe, die Häuſer ſchienen ausgeſtorben zu ſein. An manchen dieſer Hütten waren die Fenſterläden nicht einmal geöffnet und die Thüren ſtanden offen. Hier und dort ſahen wir kleine Kinder, die ſtill am Zaune kauerten und ängſtlich zu uns emporblickten. Wir gingen raſcher, um das Gaſthaus zu erreichen. Dort lag es am Hügel. Wie anders ſah es heute aus, verfallen und dürftig. Auf den Stufen der Steintreppe, die

hianführte, wuchs Unkraut, und das Gärtchen mit der Jasminlaube war verwildert. Ein fremder Mann in Bauernkleidern trat uns entgegen.

— Wo ist Vater Reich? fragte ich rasch.

— In dem Hause, das gegenüber am Berge liegt.

— Ist dies kein Gasthaus mehr?

— O ja; die Herren mögen nur eintreten. Ich bin seit acht Jahren der Nachfolger des alten Reich, der jetzt bei seinem Schwiegersohne wohnt, — wenn der brave Andreas nämlich noch lebt.

— Was soll das heißen?

Wir waren in die Gaststube getreten, in der die Reinlichkeit und Ordnung nicht mehr herrschten, die uns einst so wohl gefallen. Statt des schmucken Gretchen fanden wir ein grämliches Weib, das einen schmutzigen Knaben auf dem Schooße hielt. Ein zottiger Hund, den der Wirth nur durch Fußtritte entfernen konnte, bellte uns an. — Wir legten unsere Reisetaschen auf den Tisch.

— Haben die Herren nicht von dem Unglücke gehört? fragte gleichgültig der Wirth, um uns zu unterhalten.

— Nein!

— Man weiß noch nicht genau, wie groß es ist! das ganze Dorf ist hinaus nach dem Schachte.

— Was ist denn geschehen?

— Schlagende Wetter haben die ganze Mannschaft verschüttet, die diesen Morgen sechs Uhr zur Arbeit eingefahren ist. Aus dem Schachte quillt dicker Rauch hervor; ich kann nicht hingehen, weil ich auf meine Wirthschaft achten muß. Wenn es nicht gelingt, den Brand zu löschen und dem Schachte frische Luft zuzuführen, so sind fast alle Männer aus unserem Dorfe verloren. Andreas, der Obersteiger, ist auch dabei. Das wird den alten Reich, der so immer kränkelt, gewaltig mitnehmen. Die Leute standen sich gut, seit Andreas Obersteiger ist ... Der Alte wollte lange die Heirath mit seiner Tochter nicht zugeben; er hat sich endlich doch gefügt, als Andreas Obersteiger wurde und die verkrüppelte Lise starb. Die Mutter des Andreas lebt noch.

Jetzt kannten wir die Schicksale aller Derer, die uns lieb geworden waren. Bestürzt sahen wir uns an.

— Gehen wir! sagte mein Reisegefährte.

— Wohin?

— Zu Vater Reich!

Und so geschah es.

Das uns bezeichnete Haus lag jenseits des Baches

am Hügel. Ein Gärtchen umgab das freudliche Gebäude. Die Gemüsebeete, von Blumen eingerahmt, verriethen die Sorgfalt, mit der das Stückchen Erde gepflegt wurde. Die Obstbäume waren reichlich gesegnet, ihre Früchte schimmerten voll und roth durch die grünen Blätter.

Wir traten, da die Thür offen stand, ohne zuvor zu klopfen, über die reinliche Hausflur in die Stube. Da saß Vater Reich still am Tische; seine gefalteten Hände ruhten auf der aufgeschlagenen Bibel. Neben ihm stand ein sechsjähriger Knabe, der die Fremden neugierig anblickte. Im Lehnstuhle am Ofen bemerkten wir die Mutter des Andreas, die ein zartes Mädchen auf ihren Knien hielt. Zu ihren Füßen, mit der Puppe spielend, saß ein dreijähriges Kind, ein blondlockiges, hübsches Wesen, das freundlich die lichtblauen Augen auf uns richtete.

— Vater Reich! rief ich ihm zu.

Er war schneeweiß geworden und sein Gesicht zeigte Furchen.

— Sie bringen wohl eine neue Unglücksbotschaft? murmelte er mit bebender Stimme.

— Erkennen Sie uns nicht wieder?

Der Alte wiegte traurig das silberweiße Haupt.

— Mir ist es so, als ob ich Sie schon gesehen

hätte; aber mein schwaches Gedächtniß ... Und nun das Elend, das über uns gekommen ...

Er legte die Hand vor die Augen.

— Lebt denn mein Sohn? rief schluchzend die alte Frau. Kommen Sie vom Schachte?

Es kostete Mühe, uns den verzweifelnden Leuten verständlich zu machen.

Der Greis errang zuerst seine Fassung wieder; er erhob sich und reichte uns die zitternde Hand.

— Ich kann nicht nach der Grube gehen, mir fehlt die Kraft; da ist Gretchen, als die Schreckensbotschaft in das Dorf kam, allein hingelaufen.

— Wir sitzen hier in qualvoller Angst ... kein Bote ist da, den wir schicken können ... Alles aus dem Dorfe ist fort.

Wir gaben zu bedenken, daß das Gerücht den Umfang des Unglücks übertrieben haben könne, wie dies meistens der Fall sei; der Greis aber winkte abwehrend mit der Hand und entgegnete:

— Es wäre schon recht gut; aber ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Die schlagenden Wetter ... das sind die schrecklichsten Feinde des Bergmanns, und in unserm Schachte ist wenig gethan ... Ich durfte nicht offen reden, damit mein Schwiegersohn nicht um's Brod kam ...

Er legte die geballte Faust auf den Tisch, um seinen Groll zu bekämpfen.

— Nun ist Alles zu spät! fuhr er zitternd fort. Man sagt, es sei Rauch aus dem Schachte gestiegen ... da sind die Arbeiter alle verloren, das Wetter hat sie erstickt. Ich kenne das, ich weiß Bescheid unter der Erde ... Und wer will es wagen, jetzt einzufahren?

— Andreas! Andreas! jammerte das Mütterchen.

Sie starrte uns an wie eine Wahnsinnige.

Vater Reich nahm ihr das Kind vom Schooße und legte es in die Wiege. Nun setzte er sich auf den Holzschemel und wiegte.

— Als mein Schwiegersohn diesen Morgen früh ging, erzählte er, sah ich es ihm an, daß er mit schwerem Herzen schied, und Gretchen begleitete ihn bis an die Schlucht ... das war so etwas von Ahnung ... Mir ließ es nicht Ruhe, ich mußte aufstehen und mich in die Laube setzen. Die schwüle Luft kam mir verdächtig vor ... Ich konnte nicht einmal die Blumen begießen ... Meine Tochter sah immer nach der Uhr, die Zeit verfloß ihr zu langsam ... Da liefen auf einmal die Leute in den Gassen zusammen und ich hörte ein Wehgeschrei, das mir das Herz zerriß ... Gretchen stürzte aus dem

Hause, sie wird wohl nach dem Schachte sein ... O, Andreas ist sicher dabei, er ist zuerst eingefahren ... Die armen Kinder haben keinen Vater mehr!

Er schwieg und trocknete die feuchten Augen.

Was sollten wir der unglücklichen Familie zum Troste sagen? Leider bestätigten sich die trüben Annahmen des alten erfahrenen Bergmanns, und leider noch viel gräßlicher, als er selbst es für möglich gehalten. Nach und nach kamen Frauen zurück, die Botschaft brachten; sie erzählten, daß gegen vierhundert Arbeiter eingefahren und verschüttet seien. Der Greis hörte stumm die Berichte an. Von Zeit zu Zeit murmelte er: „Mein armes Gretchen!“ Wir blieben noch eine Stunde bei ihm, dann kehrten wir nach dem Gasthause zurück, um uns eines Stübchens für die Nacht zu versichern. Arbeiter aus den benachbarten Dörfern zogen an uns vorüber, der Unglücksstätte zu. Vor den Häusern jammerten Weiber und Kinder, deren Ernährer am Morgen ausgezogen waren. Eine drückende Hitze lag auf dem blühenden Thale, das mir wie eine große Gruft erschien. In den nächsten Stunden kam keine Nachricht von dem Schachte, die Leute, die dorthin gezogen, blieben aus. Wir fragten noch einmal bei Vater Reich an, der ängstlich am Gartenzaune stand.

— Nichts, nichts! antwortete er. Ich werde wohl gehen müssen, um mein Gretchen zu holen.

Er stützte sich auf seinen Krückstock und wollte den Garten verlassen.

— Bleiben Sie! rief ich ihm zu. Wir werden gehen!

— Holen Sie mein Gretchen! bat er flehentlich.

— Wir bringen es Ihnen!

— Und den Andreas . . .

Thränen erstickten seine Stimme.

Da wir den Weg kannten, es hatte sich in dem Dorfe ja nichts verändert, bedurften wir keines Führers. Wir gingen über den Steg, am Ufer des Baches hin und betraten die schmale Schlucht, die sich neben der Mühle öffnete. Dürftig gekleidete Kinder kamen uns entgegen, die laut weinten. Wir beschenkten sie, aber unsere Silberstücke trockneten die Thränen doch nicht. Die Erregung hatte unsere Müdigkeit verscheucht; wir ersteigen rasch den Berg und eilen über das Feld dem Schachte zu, dessen Bretergebäude wir erkennen konnten. Ein dichter Schwarm von Menschen wogte auf und ab, als wir ankamen. Aller Gesichter waren bleich und verweint. Die Rettungsarbeiten waren im vollen Gange. Bis zur Grube selbst konnten wir nicht vordringen, da Be-

amte den Zutritt wehrten. Wir drängten uns durch die Menge nach allen Seiten hin. Die Jammerscenen, die sich unsern Blicken boten, zu beschreiben, ist einer Feder nicht möglich. Hier und dort versuchte es eine verzweifelnde Frau, sich an den Schacht zu drängen; die Wächter mußten sie mit Gewalt zurückführen. Das Geschrei und Gewimmer, das sich überall vernehmen ließ, war herzzerreißend. Wir traten um die Ecke des großen Holzschuppens, in dem wir vor Jahren dem Frühgebete der Bergleute beigewohnt ... Da lag eine Frau auf den Knieen und starrte nach dem Schachte. Das schwarze Haar umflatterte wirr ihr bleiches Gesicht.

— Andreas, Andreas! schluchzte sie. Ist die Grube noch nicht offen? Wie lange es dauert! Sehen Sie doch nach, bat sie, ich will mit meinem Manne heimkehren! Der Vater wartet ... und meine Kinder ...

Sie brach zusammen. Wir durften nicht zweifeln, daß wir Gretchen gefunden hatten.

Unseren Bitten, sie möge mit uns nach dem Dorfe zurückkehren, setzte sie beharrliche Weigerung entgegen; sie selbst wollte in den Schacht fahren und den Mann herausholen. Minutenlang lauschte sie,

als ob sie sich das Geräusch deuten wollte, das von den arbeitenden Bergleuten verursacht ward. Je länger ich sie beobachtete, je deutlicher erkannte ich die Züge des einst so schmucken Mädchens. Mein Gefährte hatte indeß Erkundigungen über den Fortgang der Rettungsarbeiten eingezogen; man bezweifelte, daß vor Abend ein Resultat erlangt werden könnte. Immer neue Zuzüge von Arbeitern kamen. Maschinen wurden in Thätigkeit gesetzt, um die Ventilation herzustellen. Hunderte von Müttern und Kindern harrten unter Thränen und lautem Schluchzen auf den Verlauf der Dinge. Hoffnungen und Befürchtungen wurden laut ausgesprochen. So verfloß Stunde um Stunde. Die Sonne sank tiefer, der Abend kam. Gretchen hatte ihren Platz nicht verlassen, sie kauerte zusammengebrochen am Boden. Ihre hohlen Augen waren trocken, der Quell ihrer Thränen war längst versiegt. Wir boten ihr eine Erfrischung an; sie verneinte es durch langsames Bewegen des Hauptes. Von Zeit zu Zeit hob sie die Hände empor, um halblaut zu beten. Und wie sie, sahen wir noch viel andere Frauen und Mädchen, die unter furchtbaren Qualen heiße Gebete zum Himmel sandten. Das Abendroth ward immer dunkler und die Sterne wurden sichtbar. Da entstand ein Tumult an dem

Schachte. Man hatte die erste Leiche zu Tage gefördert. Gretchen strich die Haare aus der Stirn, sie wollte hören, deutlich hören, was dort vorging. Ihr Athem stockte und ihre Augen schienen aus den Höhlen hervortreten zu wollen.

— Das muß Andreas sein! flüsterte sie. Gewiß, er kommt zuerst, denn er sehnt sich nach mir und den Kindern. Auch hat er versprochen, wiederzukommen . . .

Plötzlich sprang sie auf, den Bergleuten entgegen, die den todten Kameraden zu dem Schuppen tragen wollten. Sie warf sich über ihn, erfaßte sein Haupt und starrte ihm ins Gesicht. „Andreas, Andreas!“ schrie sie in durchdringenden Tönen. Regungslos lag sie neben der Leiche, die man nach einigen Minuten weiter trug. Als die arme Wittwe aus der Ohnmacht erwachte, war sie sich der Umgebung nicht mehr bewußt; sie sprach wirr wie in Fieberphantasie. Willenlos wie ein Kind ließ sie sich nach dem Dorfe zurückführen; sie hatte den Verstand verloren. Vater Reich, erschöpft von den qualvollen Worten, blickte empfindungslos auf die Tochter, die weder ihn noch ihre Kinder erkannte. Die Mutter des Verunglückten jammerte wie eine Verzweifelnde. Wir veranlaßten den Wirth, eine Wärterin in das

Haus des Jammers zu senden und ließen zur Pflege der Unglücklichen alles entbehrliche Geld zurück. Denselben Abend noch traten wir den Weg zur Eisenbahn an; das, was wir gesehen, wird ewig in unserm Gedächtnisse fortleben. Wir hatten glückliche, aber auch grenzenlos elende Menschen gesehen.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schrader, August,

Die Zwillingsbrüder Roman von August Schrader

Bd.: 3

Leipzig 1869
P.o.germ. 1950 l-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312962-4